

Werk

Titel: Beurtheilungen und Uebersichten

Ort: Göttingen

Jahr: 1840

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?79912558X_0003 | LOG_0024

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Beurtheilungen und Uebersichten.

3.

Journal asiatique. III^e série. T. VII. (Januar bis Juni 1859). Paris. 8.

Wenn unsre Zeitschrift nicht schon längst ihre ältere blühende Pariser Schwester begrüßte, so lag der Grund davon keinesweges in einem unnatürlichen Mangel an geschwisterlicher Zuneigung oder einer respectswidrigen Nonchalance gegen das ältere Institut, sondern lediglich in gewissen äussern Umständen, die es uns erschwerten, der letzten Jahrgänge dieses Journal's habhaft zu werden. Jetzt liegt uns der oben bezeichnete letzte Band vollständig vor, aus den nächst vorangegangenen Bänden aber nur einzelne Hefte, aus denen wir am Schluss dieser Anzeige wenigstens einen Gegenstand ausheben wollen, der uns durch seine überraschende Neuheit und wissenschaftliche Bedeutsamkeit besonders angesprochen hat; wir meinen die Nachrichten über die *himjaritische* Sprache, welche Hr. Fresnel in seinen interessanten Briefen aus Arabien mittheilt.

Das Januarheft des 7. Bandes beginnt mit *Quatremère's* Notiz über das Leben und die Werke des bekannten älteren arabischen Historikers *Mes'ûdi*. Zwar ist von demselben schon öfter gehandelt, namentlich von Deguignes in den Not. et Extr. T. I, von de Sacy ebend. T. VIII und Chr. I, 352, von Hamaker Spec. catal. p. 46, aber auch diese neue Abhandlung von der Hand des so ausserordentlich belesenen Quatremère ist dankenswerth, da sie sich auf eine fleissige Lectüre des *Mes'ûdi* selbst stützt. In unsern Bibliotheken findet sich von *Mes'ûdi* fast nur das flüchtig gearbeitete, schlecht geordnete, aber seinem bunten Inhalte nach immerhin interessante Buch, *die goldnen Wiesen* betitelt, welches auch in Q.'s Abhandlung vorzugsweise berücksichtigt wird. Das umfassendste Werk desselben sind die Zeitgeschichten (اخبار الزمان), wovon nach einer Nachricht Burckhardt's in Constantinopel 20 starke Bände

in 4 liegen, die etwa $\frac{2}{3}$ des Ganzen ausmachen. Ein Fragment davon glaubt Q. in einer Pariser Hdschr. entdeckt zu haben. Er führt nicht an, dass auch ein Gothaer Codex (Nr. 261) von Kosegarten (Chrest. p. xv) für einen Theil dieses Riesenwerkes gehalten wird; aber vielleicht theilt er die Ansicht, die schon Möller im Catalog äussert und die auch Ref. nicht ganz unbegründet findet, dass dieser Codex eine falsche Aufschrift führt. Auch über Cod. Bodlei. 666, 2. sagt er nichts. Noch weniger verlautet von dem *الاسط*, welches zu jenem grossen Werke in enger Beziehung steht. Q. versichert, dass er dasselbe bei keinem andern Autor citirt gefunden hat. Hadschi Chalfa führt es jedoch an. Derselbe Bibliograph giebt als Todesjahr Mes'ûdi's wiederholt 346 an, nicht 345. In den goldenen Wiesen citirt Mes'ûdi einige und 20 Bücher, die er ausser den genannten geschrieben. Sie betreffen zum grossen Theil die Religionsgeschichte, sind aber wohl für uns so gut wie verloren. Dem Mes'ûdi will Q. auch die bekannten von Renaudot übersetzten *Anciennes relations* vindiciren, da so vieles darin mit dem Text der Wiesen wörtlich zusammentrifft. Diese auffallende Uebereinstimmung bemerkte auch Stüwe (Handelszüge der Araber S. 10), meinte aber, M. habe jene Berichte ausgeschrieben. Die Wiesen M.'s haben viele spätere Schriftsteller benutzt, vor allen andern aber, wie Q. bemerkt, hat dies Edrisi gethan.

Ueber die innere Organisation der sinesischen Schulen von Bazin d. Aeltern, S. 32 — 80, eigentlich die Uebersetzung eines sehr in's Einzelne gehenden sinesischen Schulplan's, der jedoch mehr über die etwas steife Disciplin, als über die Unterrichtsmethode der Schulen enthält.

Ueber ein Monument zu Pisa mit kufischer Inschrift von Marcel, S. 81 — 88, ein Hippogryph aus Bronze, der bis zum Jahr 1828 auf einer Firste des Dom's von Pisa stand und manche abenteuerliche Sagen im Volke veranlasste, jetzt in dem Museum des Campo santo aufgestellt. Der Inhalt der Inschrift ist unbedeutend; eine Zeichnung wurde der asiat. Gesellschaft vorgelegt, und wird auch hier mitgetheilt. Hr. M. vermuthet, dass das Monument von Kaiser Friedrich II. herrührt.

Die Schlacht von Bedr, eine Episode aus dem Leben Mohammed's von Caussin de Perceval, S. 97 — 145, besonders nach Ibn Hischam (s. oben Bd. I. S. 94). Es wäre sehr an der Zeit, diese oder eine andere ausführliche Sîret des Propheten im Original zu veröffentlichen, und die asiat. Gesellschaft zu Paris hätte wohl den Beruf und die Mittel, ein solches Unternehmen unter ihren Schutz zu nehmen. Die hier in ihrem ganzen Detail übersetzte und aus Abulfeda und dem Kitab el Aghani erweiterte und erläuterte Erzählung ist dan-

kenswerth, da die kleine Waffenthat von Bedr zuerst die weltliche Macht des Islam begründete.

Die Episode von Viçvāmitra, dem zum Einsiedler gewordenen Krieger, aus dem Sanskrit übersetzt, S. 146 — 167, ein Fragment aus dem Nachlass Jacquet's. Wir haben von dieser Episode des Ramajana bekanntlich auch schon eine deutsche Uebersetzung von Bopp.

Bemerkungen über den bildlichen Sinn gewisser Ausdrücke in der arabischen Poesie, von M. G. de Slane, S. 167 — 178. Die Narcisse mit ihrem hängenden Kopfe steht für schmachthafte Augen; die Myrte oder das Veilchen der Wange ist der Bartflaum (wie bei uns der *blaue* Bart für eine Schönheit gilt), derselbe heisst der Scorpion der Wange, der sich nach dem Munde hinzieht und diesen mit seinem Stachel küssen möchte, u. dgl. mehr, wie es besonders bei den spätern Dichtern beliebt ist und oft in Geschmacklosigkeiten ausartet. Zum Schlusse versucht Hr. Sl. die Erklärung des Umstandes, dass diese Dichter regelmässig nicht einen weiblichen, sondern einen männlichen Gegenstand ihrer Liebe schildern. Er findet den Grund hiervon theils in dem allgemeinen Sittlichkeitsgeföhle der Mohammedaner, theils in dem Aufkommen der mystischen Dichtungen, welche in den Schilderungen der göttlichen Liebe und der Versenkung des Frommen in dieselbe jede sinnliche Beziehung auf das weibliche Geschlecht fernhielt. Gewiss haben mehrere, und namentlich die beiden angeführten Motive dazu mitgewirkt; aber eine gewisse Schuld mag dabei doch auch die überhandnehmende Unsitte der Knabenliebe tragen. Für die späteren Zeiten aber genügte, um jene Form festzuhalten, schon allein der Umstand, dass dieselbe eine stehende Form geworden war.

Inhaltsanzeige des mathematischen Buches „Souanfa-tong-tsong“ von Ed. Biot, S. 193 — 217. Die Vorrede dieses Werkes ist vom J. 1593, aber es liegt ihm ein älteres aus dem 12. Jahrhundert zu Grunde. Beide sind zu jung, als dass man nicht schon indischen und arabischen Einfluss voraussetzen müsste, so dass es vor der Hand noch fraglich bleibt, wie viel die Sinesen in früherer Zeit Selbständiges in höheren Rechnungen geleistet haben. Hr. B. hat über die wichtigsten Resultate dieses Buches bereits im Journ. des Savants im J. 1835 gehandelt.

Swajambara [wara] d. i. die Gattenwahl, eine Episode des Mahābhārata (I, 6925 ff.), übersetzt von Pavie, S. 218 — 246, sehr lebendige und anziehende Scenen. Desgl. von demselben: *La reconnaissance d'Ardjouna* (Mahabhar. II, 1149 ff.), S. 465 — 498.

Notiz über das persische Geschichtswerk جمال الزواربخ von Quatremère, S. 246 — 285. Es ist enthalten in dem

pers. Cod. Nr. 62 der königlichen Bibliothek zu Paris. Den Namen des Verfassers hat Hr. Q. nicht ermitteln können, nur das ergibt sich aus dem Buche selbst, dass er im 6. Jahrh. der H. lebte. Es sollte diese kurze Weltgeschichte nur eine Einleitung seyn zu einem grössern Werke über die Geschichte Persiens, welches wir aber nicht kennen. Seine Manier ist die gewöhnliche der muhammedanischen Chronikenschreiber, wie aus der Vorrede erhellt, wo er sagt, nachdem er seine Quellen genannt hat: „Ich habe aus den Werken meiner Vorgänger alles kurz zusammengestellt und dabei alle Weitschweifigkeit vermieden, welche der poetische Stil oder die Darstellung in geschmückter Prosa mit sich führen. Bei Abfassung einer Chronik ist das Wesentliche, dass man die betreffenden Bücher in Auszug bringe in deutlichem Ausdruck. Selten habe ich poetische Phrasen und sprichwörtliche oder wissenschaftliche Ausdrücke angewendet. Nahm ich zuweilen einen Vers auf, so geschah's, weil er für schön galt und sich an die Erzählung gut anschloss.“ Hr. Q. theilt mehrere Auszüge in Uebersetzung mit, die sich vorzüglich auf die persische Geschichte beziehen. Sie sollen noch fortgesetzt werden.

Versuch über die Pehlwi-Sprache, von Müller, S. 289–346, eine lange ersehnte Abhandlung, deren Abdruck sich verzögerte, weil dazu erst Pehlwi-Lettern angefertigt wurden, welche sehr schön und zweckmässig, etwas kleiner als die grössere Pariser Zendschrift, ausgefallen ist. Hr. Dr. Müller handelt hier zunächst über die phonetische Geltung der Buchstaben, und zwar in ausführlicherer Weise, etwa wie Burnouf das Zend-Alphabet behandelt hat. Das Anquetil'sche Alphabet war bereits von Rask (Journ. as. T. II. p. 143) besprochen und in mehrern Punkten berichtigt worden. Hr. M. stimmt Rask theils bei, theils modificirt er dessen Ansicht und giebt noch weitere Berichtigungen und Erläuterungen. Es enthält aber diese Abhandlung so viel Neues und Wichtiges, dass wir uns hier begnügen müssen, nur einige besonders einflussreiche Bemerkungen hervorzuheben. Vermissen könnte man eine paläographische Deduction des Pehlwi-Alphabet's aus dem semitischen, welche auch für die Bestimmung des Lautes bisweilen von entscheidendem Gewicht ist. Man erkennt die semitische Abstammung am deutlichsten bei dem א, ב, ט, ד, ז, ש, ק, נ, ר. Herr M. nimmt nur gelegentlich darauf Rücksicht. Viele Nomina gehen im Pehlwi auf k aus, wo das Parsi nur h oder einen langen Vocal hat. Mit jener härteren Endung sind viele persische Wörter in die semitischen Sprachen aufgenommen worden, z. B. חֶסֶד Antheil, pehl. באארק, neup. نياز Spiess, pehl. בידק, neup. نيز

arab. فرانت, فرانتا (wovon das Verb. denom. نَزَكَ), Wegweiser, pehl. فروانك, neup. پړوانه, Lamm, Widder, pehl. وړك, neup. وړ u. v. a. Auch im Neupersischen hat sich die harte Endung zuweilen erhalten, besonders in geographischen Namen, wie جرمي (neben جرمي, دروازق, دورق) u. a. Wir fügen hinzu, dass sich das k häufig im Kurdischen festgesetzt hat, wie z. B. in dem angeführten berk Lamm (Garzoni S. 87), in daik Mutter = دايه u. a. Siehe oben Bd. III. S. 38 f. Hr. M. rechnet dahin nicht minder den arabisirten Namen Irák (عراق), der nach Jakut im Pers. eigentlich ایراک ist (S. 298), mit anderer Endung Irán (zend. Airjana), Ariane, Arran, Airjama (ایران), verschiedene Formen des Namens zu verschiedenen Zeiten für verschieden begrenzte Gebiete gebraucht. Sehr treffend erläutert Hr. M. die zweite Figur für خ (bei Anquetil Nr. 5) dahin, dass er sie für eine Zusammensetzung von 𐬭 und 𐬀 hält und diese Gruppe 𐬭𐬀 mit der neupersischen خو oder خوا (mit معذوله) zusammenstellt. Dasselbe ist auf den entsprechenden Zendbuchstaben (bei Burnouf q, bei Bopp kh) anzuwenden. Bedenklich dagegen erscheint uns das, was Hr. M. über den letzten Buchstaben des Alphabets (Nr. 24) sagt, in welchem er 𐬀 erkennt, während die Parsen und nach ihnen Anqu. und Rask ihn für das lange â nehmen. Unser Bedenken gründet sich nicht sowohl auf diese Tradition (die in mehreren Fällen unsicher oder offenbar falsch ist), sondern 1) auf das Zend, wo jene Figur bestimmt â ist, 2) auf die Figur des Buchstaben, die recht wohl aus 𐬭𐬀 zusammengesetzt seyn kann, 3) auf das Ungenügende der von Hn. M. selbst angeführten Beispiele. In diesen allen nämlich steht jenes Zeichen am Ende des Worts, wo im Neupers. â mit ai wechselt, wie پای, پای, oder bloß â ist, wie in 𐬀, während in Fällen wie فرمايم, باید und ähnlichen im Pehlwi 𐬀 mit zwei distincten Zeichen geschrieben wird. Nur Fälle der letztern Art würden den Ausschlag geben, denn 𐬀 kommt unstreitig von 𐬀 und spricht eher gegen das 𐬀, sofern nämlich das 𐬀 in 𐬀 wegen, welches Hr. M. sehr richtig damit zusammenstellt, nach unsrer Ansicht nur das Isâfet ausdrückt. Die örtliche Bedeutung zeigt sich auch in den kurd. Partikeln era dort, arra geh weg! vora hieher! (letztere beide in den Fundgr.

IV, 246 𐬀 und 𐬀 geschrieben). Die letzte Bemerkung dieser Art (S. 317 ff.) betrifft den Buchstab, der im Zend das o

ausdrückt, den aber Anquetil im Pehlwi-Alphabete ganz übergeht. Schon Rask bemerkt dies, bleibt aber bei der von den Parsen gelehrten und im Zend gewöhnlich gewordenen Aussprache stehn, während Hr. M. ihm den Laut des *r* zu vindiciren sucht. Er führt zum Beleg an זקר *mas* offenbar das semitische זכר, זר *iste*, das auch זרמן mit dem gewöhnlichen *r* geschrieben wird ¹⁾, אאר *post* = semit. אחר, und אר *ne*. Das ist alles recht gut, aber seiner Figur nach ist dieser Buchstab eher ein ל als alles andere. Und dafür halten wir ihn, obwohl er im Sinne des alten Parsismus ebenso gut *r* ist, aus welchem dann (zunächst am Ende der Wörter oder Sylben) der Laut *u* und in Verbindung mit einem vorausgehenden *a* ein *o* geworden ist ²⁾. Hr. M. hält selbst אר für das hebräische אל. Das Wort אאר sprechen die Parsen *hao*, im Parsi

findet sich dafür آخو. Dies letztere will Hr. M. nur in Betreff der Gutturale als ein Correctiv der Parsentradition gelten lassen, aber es liegt darin zugleich der regelrechte Fortschritt des Lautes *al* oder *ar* zu *ô*. — Weiter handelt Hr. M. über die Homonyme des Pehlwi-Alphabets. Namentlich sind hier 𐬀 und 𐬁 in ein Zeichen zusammengelaufen, so dass sie weder in den Handschriften, noch in der neuen Pariser Schrift der Figur nach von einander unterschieden werden können. Unserer Ansicht nach hätte man in den Typen immerhin durch eine kleine Modification der Zeichen nachhelfen können, indem man nach Maassgabe der Zendschrift dem 𐬁 vielleicht eine etwas längere oder dem 𐬀 eine eingeknickte Gestalt gab. Hr. M. giebt Anleitung, wie man mit Hülfe der Etymologie beide Zeichen unterscheiden kann, was aber nicht für alle Fälle ausreicht. Statt *boman* Sohn (bei Anquetil) liest Hr. M. 𐬀𐬀𐬀, weil es das semitische בן ist und im Ferhengi-Dschihângîr 𐬀𐬀𐬀 geschrieben wird. Ebenso liest er 𐬀𐬀𐬀 *Auge* = 𐬀𐬀𐬀 statt *aioman*, wie bei Anqu. steht, u. a. Am wenigsten ist ein Schluss- 𐬀 zu verkennen, weil man es da, (wenige Fälle wie 𐬀𐬀 *von* = semit. מן, und das Suffix 𐬀 in 𐬀𐬀 *Hand* u. s. w. ausgenommen) gewöhnlich doppelt schreibt,

1) Hr. Müller schreibt 𐬀𐬀𐬀 ohne sich darüber zu erklären. Ich habe mich bis auf weiteres an die traditionelle Aussprache gehalten, da Anquetil wiederholt *varman* hat. Auch Bopp schreibt so, vergl. Gramm. Vorr. S. X. Das Suffix 𐬀𐬀 (s. Bd. III. S. 21) erklärt M. hier noch nicht.

2) Im Zend hat sich dies schon ganz festgesetzt und man hat von diesem *o* (*u*) durch eine kleine Modification der Figur noch ausdrücklich ein langes *ô* geschieden. Das Pehlwi-Alphabet ist dem semitischen überhaupt treuer geblieben, was schon die Beschränkung der Vokalbezeichnungen auf א, י, ו und der Mangel in der Darstellung der kurzen Vokale zeigt.

ähnlichwie im Syrischen oft נִי vorkommt, z. B. מלכאאנן *Könige*, מרטומאנן *Menschen*. Gewiss ist es in diesem Falle nur orthographisch, und ebenso, wenn dasselbe Zeichen (ein senkrechter Strich) am Ende des Worts nach einem ט oder כ steht, um die sanfte Aussprache dieser Buchstaben anzudeuten. Im letztern Falle könnte es allenfalls ein י seyn, weil das כ sich dem י nähert, für den erstern Fall aber kann das neugriechische ντ für δ schwerlich verglichen werden, da das ν hier vor dem τ steht, wo sein lautlicher Einfluss deutlich ist, während τν dies nicht leisten würde. Das zend. δ̄ ist auch andrer Art, und wird keineswegs bloß am Ende gebraucht. — Zuletzt handelt Hr. M. von dem Guttural א, welcher im Pehlwi auch ה, ע und ק ausdrückt (im letztern Falle nur selten oben mit einem diakritischen Punkte versehen), wie auch im Neupersischen wenigstens ein Fluctuiren von خ, ز und ا sichtbar ist, z. B. تاخت = טאחאט neben هاک, هیک neben آبیخ u. a. So in טאחאט = تاخت,

להמא = לאמא, and in semitischen Wörtern אמית = אמית, אמרא = אמרא, ענב = אנבמן, חמרא = חמרא, wo sich die Schreibung auch durch die Aussprache der Galiläer, der Zabier und der Gemara von Jerusalem erläutern lässt. Endlich dient א zugleich als quiescirender Buchstab und vertritt so das lange ā, besonders in semit. Wörtern, wie in אריא *Löwe*, דאט *lies dat* u. s. w. Mit gespanntem Interesse sehen wir den weiteren Abhandlungen des Hn. M. über das Pehlwi entgegen.

Ueber einige Punkte der arabischen Münzkunde, drei Briefe von Fr. de Saulcy (Artilleriehauptmann zu Metz), S. 347–362, 404–443 und 499–512. Der erste Brief bestreitet eine neuerlich von Arri (in den Schriften der Turiner Academie, Th. 39) vorgetragene Erklärung der auf den alten Chalifenmünzen so oft vorkommenden Worte ما امر به und nimmt die gewöhnliche Erklärung in Schutz. Die Deutung Arri's ist grammatisch unmöglich und verdiente kaum eine so ernstliche Wiederlegung. Hr. S. theilt hier die Abbildung von zwei Münzen mit, deren Legenden sich gegenseitig ergänzen. Das A. Brustbild en face, bärtiger Kopf mit Diadem, zu beiden Seiten سنة ثمانين في d. i. im Jahre 80. Auf dem R. in der Mitte ein Zeichen, dem Φ ähnlich, welches sich auf den in Palästina geprägten Omejjaden-Münzen findet, Umschrift: بسم الله هذا امر به النعمان. Ich habe nicht ermitteln können, wer dieser No'mân ist. Dass die Münzen wirklich alt sind, beweist ausser der deutlichen Jahrzahl schon das في vor سنة und das ganze Gepräge. No'man 'bn Beschîr, auf welchen der Vf. räth, kann nicht gemeint seyn, denn er starb schon

früher. S. Abulf. Ann. I, 406. — Der zweite Brief handelt von den arabisch-griechischen Kupfer-Münzen von Damask, Tiberias und andern syrischen Städten, mit 27 Abbildungen, eine merkwürdige Classe von Münzen, die den Uebergang bildet von den Kaisermünzen, namentlich denen des Heraklius, zu denen von rein arabischem Gepräge, welches bekanntlich Abdelmelik 76 H. einführte. Sie haben alle noch das Kaiserbild, meist in ganzer Figur, mit dem langen Kreuz in der einen und der Kreuzkugel in der andern Hand, auf dem Revers das Münzzeichen M, über diesem das Monogramm für Christus oder Sterne und anderes. Die Legenden sind zum Theil griechisch, zum Theil arabisch, aber mitunter sehr dunkel oder doch bisher nicht genügend erklärt. So macht Hr. S. z. B. die gewöhnliche Beziehung des LEO mehrerer damask. Münzen auf Leo den Chazaren wankend, stellt aber selbst nichts besseres auf, denn die Beziehung auf den Chalifen Ali, den Löwen Gottes, *اسد الله*, ist sehr gezwungen und überdem mit der Geschichte nicht zu vereinigen, weshalb er sie nach einem Winke Reinaud's schon in der Nachschrift dieses Briefes wieder zurücknimmt. Dagegen hat er anderes gewiss richtig gelesen, wie das *طبيب* *gut*, dem bisweilen ein KAAON entspricht, ebenso *جابر* *gangbar* (*جَابِر*) in dem Sinne von *طبيب*, ferner *بحمص* in *Emesa*, *طبرية* *Tiberias*, *بعلبك* neben *Ἡλίουπολις*, *Chalcis*. Der Vf. ist überhaupt auf ein Feld der Numismatik gerathen, das noch manche Ausbeute verspricht. So theilt er in seinem dritten Briefe noch eine Entdeckung mit, die nicht ohne Interesse ist und leicht noch zu Weiterem der Art führen kann. Er fand unter den sogenannten Barbarenmünzen der byzantinischen Zeit eine mit lateinischen Buchstaben, welche lange jedem Erklärungsversuch widerstanden, bis diese Buchstaben rückwärts gelesen die Worte erkennen liessen MVSE F(ilius) NASIR AMIR A(fricae). Dies ist offenbar der *موسي بن ناصر*, der, unter dem Chalifat des Abdelmelik, von Aegypten aus nach dem westlichen Afrika geschickt wurde, der im Jahr 83 H. (702 Chr.) den Titel *أمير المغرب* erhielt und zu dessen Zeit Târik Spanien eroberte. Die andere Seite der Münze hat zwei Brustbilder, wahrscheinlich Heraklius und sein Sohn (Nachahmung des byzantinischen Gepräges, wie noch viel später bei den Ortokiden), mit einer gleichfalls lateinischen Umschrift, von welcher aber nur NOMEN deutlich zu erkennen ist. — Es ist sehr zu wünschen, dass Hr. S. diesen Gegenstand weiter verfolge.

Fortsetzung einer Abhandlung von Jacquet über die von Honigberger in Afghanistan entdeckten Alterthümer, S. 385 — 404, mit vier Tafeln Abbildungen. Da uns weder der

Anfang vorliegt, noch überhaupt der Aufsatz von dem für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Verfasser zu Ende gebracht ist, so begnügen wir uns, durch die blosse Aufschrift desselben den Inhalt angedeutet zu haben.

Bericht über eine Reise in Sina zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, in Briefen des Missionar *Richenet* an Dubois, S. 512 — 536. Nach endlosen Weitläufigkeiten im sinesischen Stil, die jedoch der Vf. benutzte, um, was den Europäern so selten gelingt, ein paar Excursionen in Canton und der Umgegend zu machen, wo er u. a. eine Wasseruhr sah, kommt er endlich zur Abreise, um mit Erlaubniss des Kaisers die Missionare in Peking zu besuchen. Der Bericht soll im folgenden Bande fortgesetzt werden. — Auch unter den kleinern Notizen, Briefen u. s. w., welche jedem Hefte angehängt sind, findet sich noch manches Interessante, wie S. 181 ein Brief von *Kowalewsky* über mongolische Litteratur, S. 364 ff. zwei Briefe von *d'Abbadie*, über die Sprachen des heutigen Habessinien. Hr. d'Abbadie ist seitdem nach Paris zurückgekehrt, hat aber bereits eine zweite Reise nach Habessinien angetreten, wo er seinen Bruder zurückliess.¹⁾ — Doch wir wenden uns schliesslich zu den Bemerkungen des Herrn

Fresnel über die Himjaritische Sprache.

Die nächst vorhergehenden Bände des *Journal asiatique* enthalten nämlich mehrere Briefe dieses geistreichen Gelehrten aus Kairo und Dschidda, worin er theils von der alten Stammgeschichte der vormuhammedischen Araber vorzüglich nach dem كتاب العقد, theils von der heutzutage im vormaligen Gebiet der Himjariten gesprochenen Sprache handelt. Die erstere Untersuchung liegt uns nur stückweise vor, da uns zwei Hefte des 5. Bandes fehlen, wir halten uns daher nur an die zweite Partie des Inhalts der Briefe, zumal dieselbe lauter Neues und unter diesem viel von wissenschaftlicher Bedeutung einschliesst. Zwar hat Hr. F. auch diesen Gegenstand noch nicht erschöpft, aber es liegt bereits so viel Material vor, dass wir im Stande seyn werden, ein ungefähres Bild dieser merkwürdigen Sprache nach den Hauptzügen ihres Characters zu entwerfen. Es gehören hieher Bd. 5 (Jun. 1838) S. 497 ff., Bd. 6 (Jul. 1838) S. 79 — 84, u. ebend. (Dec. 1838) S. 529 ff.

Hr. F. hatte die Absicht, auf seiner Reise nach Arabien bis in die Provinzen Hadhramaut und Mahra vorzudringen, wo jene Sprache gesprochen wird; aber er fand schon in Dschidda Gelegenheit, sich durch einen Eingebornen von Mahra darüber

¹⁾ Ref. erhielt so eben einen Brief des Hr. d'Abbadie aus Malta vom 27. Sept., worin er sich namentlich auch zu litterarischen Nachforschungen anheischig macht.

zu unterrichten, und es wird ihm hoffentlich in seiner jetzigen Stellung als Consularagent in Mocha gelingen, diese Studien auf ähnlichem Wege fortzusetzen. Ueber das Gebiet, innerhalb dessen jetzt himjaritisch gesprochen wird, hat *F.* einige Nachrichten eingezogen. Sein Lehrer versicherte ihn, dass seine Landsleute von Milch und Fleisch leben und weder Brod noch überhaupt den Ackerbau kennen. Einige nur bauen Rüben für ihre Kühe, die aber immer der Stärkste erntet. *Schibâm*, die Hauptstadt von Hadhramaut, liegt 8 Tagereisen von Schehr

(شحر) und 12 bis 13 Tagereisen (nicht 8, wie Niebuhr sagt)

von Ssan'â, also ungef. 17° NB. und etwas mehr als 46° L. Eine Tager. westlich von Schibâm liegt *Tertm* mit 360 Moscheen. Im Thale *Burhût* (im Kamus Barahût), 2 oder 3 T. östlich von Schibâm zeigt man das Grab des Propheten Hud, und nahe dabei ist der Brunnen *Burhût*, wo nach dem Volksglauben die Seelen der für die Hölle bestimmten ihren intermistischen Aufenthalt haben. Mahra erstreckt sich von Saihût (سايهوت) bis zum Cap Karwan (قروان) etwas jenseit Hâsik

(حاسك). *Do'ân* (دوعان oder دعان) ist nicht eine Stadt, wie Niebuhr sagt, sondern eine Landschaft, ein Thal von Hadhramaut, 5 oder 6 T. nördlich von Mukalla. Auf dem höchsten Gebirge von Doân sind in Felsen gehauene Kammern, in welche die Araber nicht einzudringen wagen und die sie in die Zeit des Scheddâd ben Ad setzen (s. Abulf. hist. anteislam. p. 178 und Kor. Sur. 26). Das alte himjaritische *Thafar*, ظفار, ist an der Küste bei Mirbât zu suchen. Ein zweites Thafar in Jemen wurde vermuthlich erst nach jenem benannt. Der Kamus verzeichnet ausdrücklich diese beiden Städte, der Sihâh und Mes'ûdi nur eine, nämlich jedenfalls die Hauptstadt der Himjariten. Abulfeda sucht beide auf eine gekünstelte Weise zu einer zu machen. Jetzt führt diesen Namen eine Reihe von Dörfern nahe der Küste zwischen Mirbât und dem Cap Sadschir (راس ساجر), besonders in einem dieser Dörfer, *Belîd*, البلد, finden sich schöne Ruinen. Die Eingebornen sprechen den Namen *Isfor* aus mit einem harten S, etwa ص oder ض, und man wird also kein Bedenken tragen dürfen, das biblische ספור für diesen Ort zu nehmen. Auf der ganzen Küste von Mahra aber, 15 bis 16 Tagereisen landeinwärts wird jene Sprache gesprochen, die man wohl füglich die himjaritische nennen kann, deren Abkömmling sie jedenfalls ist. Hr. *F.* gebraucht daneben den Namen *Ehkhili*. So nämlich,

انخيلي, nennt sich und seine Sprache der Adel des Landes

selbst, aber dennoch ist die Bezeichnung für uns nicht ganz passend, da die niederen Classen der Bewohner, die *Shhari* شهری, dieselbe Sprache sprechen. Sie unterscheidet sich vom

Nordarabischen gar sehr, sie nähert sich auf der einen Seite dem Hebräischen und Aramäischen bedeutend, besonders im Wortvorrath, und auf der andern Seite hat sie manches mit dem Habessinischen gemein, weniger zwar mit der äthiopischen Büchersprache, wohl aber mehreres mit den jüngeren Formen derselben, namentlich dem Amharischen, wie sich das eine und das andere aus dem Folgenden ergeben wird. Jedenfalls ist die Sprache in gewissen Dingen weit vorgeschritten und hat manche Corruptionen, Zusammenziehungen u. s. w. erlitten, während sie in andern Stücken allerdings alterthümliche Reinheit und Fülle bewahrte. Diese letztere Eigenschaft hat Hr. F. so sehr imponirt, dass er die erstere nicht gelten lassen will oder doch sehr in den Hintergrund stellt, wenn sie sich ihm hier und da unwillkürlich aufdrängt. Man wird die Sprache, wie sie Hr. F. aus dem Munde seines Lehrers Muhsin auffasste, *Vulgär-Himjaritisch* nennen müssen, und er that sehr recht daran, beim Schreiben derselben für's erste vorzüglich nur auf den Ausdruck der Laute zu sehen und den etymologischen Gesichtspunkt hintanzusetzen. Er bedient sich für die ungefähr 36 Consonantlaute, die hier zu unterscheiden sind, des arabischen Alphabets, indem er die demselben fehlenden Laute durch neue diakritische Punkte bezeichnet. Eigenthümlich ist etwa Folgendes. Das پ am Ende wird hart gesprochen, z. B. *ip* oder *tp* Vater. Das ج ist wie in Aegypten und Hidschâz ein deutsches *g* = *gu* im franz. *guérir*. چ kommt nur als Modification des ج vor und wird etwa wie *dz* oder *dsch* gesprochen, z. B. in *hidschol*, Augenbrauen, Pl. von *hagîl* (arab. جف), *ghodzt* Dual von *ghèg* غج, Mann (verkürzt aus arab. رجل, غ für ر), *ghodzèt*, Mädchen (= arab. رجلة). — Merkwürdig sind einige s-Laute, bei deren Aussprache das Gesicht widerlich verzerrt wird, indem sich die Unterlippe nach der rechten Seite dreht und die Zungenspitze unter die obern Backenzähne der rechten Seite gelegt wird. Versucht man bei dieser Mundlage ein franz. *z* zu sprechen, so erhält man den Laut des ژ, ebenso das eigenthümliche s (س) und ts (ض, welcher Buchstab der Aussprache nach von dem arab. ض ganz abweicht). Muhsin, der ein gereister Mann war, fand diese Grimace selbst lächerlich; aber als er gefragt wurde, ob es nicht auch Leute gebe, die die Zunge nach links wendeten, so versicherte er, dass solche

gaucherie nie vorkäme. Hr. F. giebt noch zu bedenken, wie die Schönheit der Königin von Saba gelitten haben mag, wenn sie etwa diesen Dialect sprach! ش drückt z. B. das äthiopische H: aus, also das Verhältniss des Genitiv, der Abhängigkeit und des Besitzes, wie زيش zisch, seines Vaters, von اب, (dessen ب schwindet) und ش dem Suffix der 3 P. (also wie im Persischen!). Mit dem l hat hier ش gewiss nichts zu thun (wie Hr. F. meint, indem er durch arab. لا يبه erklärt), wohl aber, wie es scheint, in fsuzi (صبري), er hat gebetet = صلي (die Vocale wie im Vulgararab. buki, rudhi, wufsil statt بقي, رضي, وصل). Jenes بن z. B. in èstret 10 = arab. عشرة, s für Augenbrauen (arab. شفر), das ض in èrts Erde, = ar. أرض. Ausserdem findet sich ein etwas lallendes sch (س), wie in lischn Zunge (also dem ش im hebr. u. aram. לשון, näher als dem s im arab. لسان), schüm Sonne (= شمس), schiro' (سبرع) Nabel (eigentl. Schnur, arab. شرع? oder سر, ش); und ein ähnliches tsch im Afformativ des Du. Pf. — ص, ط und ظ haben nicht die Emphase wie im Arabischen, aber sie erfordern „un certain gonflement des amygdales, et sont, pour ainsi dire, crachées par une émission violente et subite de l'air comprimé dans le larynx.“ So namentlich das starke ط und in seiner Art das ق, welche beide ganz ebenso wie im Amharischen gesprochen werden. Neben dem gewöhnlichen و existirt noch ein zweites, das immer den Vocal i nach sich hat und dem franz. u in huit, huitre gleicht. Hr. F. unterschied 6 reine Vocale a è é i o und u, die lang und kurz vorkommen. Aber jedem derselben steht noch ein kurzer Halbvocal zur Seite. Diese Schwa's lässt Hr. F. unbezeichnet, er meint, man könne sie sämtlich durch *emuet* ausdrücken. Eine grosse Rolle spielt das nasilirende n (wie *ng* im deutschen Worte *eng*), welches sehr häufig für *m* eintritt, z. B. in rengl Sand = رمل, ehluwèngsch seine Träume, und hungsch sein Traum, von حلم, ungr er hat gesagt = امر. Hr. F. giebt dieser Sache eine unnöthige Weitläufigkeit, indem er eng, ing, ong, ung als „Nasalvokale“ aufstellt. Von starken Contractionen sind schon Beispiele angeführt worden. Dass al zu o wird, wie kob Hund = كلب, of 1000 = ألف, darf nicht Wunder nehmen; denn es ist dieselbe Contraction, die wir oben im Pehlwi fanden, wo axo zu axar wurde. Das l

(und *r*) nimmt dabei den Weg zu *u* und *au* wird dann *o*. Im Uebergange stehn z. B. die süditalischen Formen *caudo* für *caldo*, *sauto* f. *salto*, im Calabresischen *autu* f. *alto*, *fauzu* f. *falso*, im Sicil. *autru* f. *altro*, *autaru* f. *altare*, (auch holländ. *autar*); weiter geht die Aussprache im Franz., während die Schrift noch auf der Mittelstufe steht, in *chaud*, *paume*, *sauver* u. s. w. Auch im Punischen ist dies nachgewiesen. (Ges. monum. p. 431). — Der Wortaccent ist im Himjar. sehr markirt. — Der Artikel besteht in einem dem Nomen vorgesetzten womöglich zu schärfenden Vocal, wie es scheint, *é*, also semitisch zu bezeichnen durch $\overset{\varepsilon}{\text{ل}}$ oder $\overset{\varepsilon}{\text{ا}}$, z. B. *émátogh* und weiter contrahirt *ungtogh* der Erschlagene (ar. القَتِيل) d. i. ein Partic. pass., mit verschmolzenem *l* von *létégħ* (لَتَغ) er hat getödtet (ar. لَتَغ und لَتَغ). Es trifft damit die arabische Form des Artikels, wenn er vor *s* u. *t* Lauten steht, und für alle Fälle die phönicische zusammen, die immer bloss durch *ʾ* ausgedrückt wird. — Die Conjugation hat grosse Schwierigkeiten, weil die Vocale innerhalb der Stammbuchstaben nach Maassgabe der Stärke und Schwäche der Consonanten sehr fluctuiren und letztere selbst starke Contraction und lautliche Veränderung zulassen. Hr. F. stellt einige Paradigmen auf, aber er versichert auch, dass kaum ein Verbum dem andern völlig gleich ist, so dass man nur die Radicales wechseln könnte. Das eigenthümliche der Conjugation liegt etwa in Folgendem. Das Afformativ der 1. Sing. im Pf. ist *k*, wie im Aeth. und späteren Samar.; ebenso 2. m., und im pl. m. und f. *kum*, *kèn*, wie im Aethiopischen, dagegen 2. fem. Sing. *sch* wie sonst nur im Amharischen z. B. von *khéçof* er hat durchbohrt (خَسَف) heisst die 2. m. u. f. Sing. *khéçofk*, *khéçofsch*, vgl. amhar. *nabarch*, *nabarsch*. Die 3. pl. Pf. hat ihr Afformativ ganz eingebüsst und lautet für beide Geschlechter wie 3. sg. m. Die Sprache hat einen ganz vollständigen Dual im Verbo, er endet durchweg auf *ó*, ausser 1. u. 2. sg. pf., wo er auf *tsi* ausgeht (das *ts* aus dem *k* und *sch* des Sing. entstanden). Das Impf. ist im Allgemeinen dem arabischen analog, ausser in diesen drei Punkten: 1) sowohl 3. als 2. m. pl. haben die Endung eingebüsst: *jikhosf*, *tékhosf* sie werden durchbohren (im Sing. *jikhésf*, *tékhésf*), und von *zégéd* (أَجَد) nehmen, *jizégéd*, *tézégéd* (im Sing. *jizégod*, *tézégod*); 2) der Genusunterschied in der 2. sg. zeigt sich in den Vocalen innerhalb des Stammes, z. B. du wirst nehmen m. *tézégod*, f. *tezigid*, du wirst durchbohren m. *tékhésf*, f. *tékhuisf*; ebenso im Imper. m. *khséf*, f. *khsif*, m. *zgod*, f. *zgid*; 3) das Fem. der 3. pl. hat als Präform. nicht *j* wie

das Arabische (يقبلن), sondern *t* wie das Hebräische, z. B. *tékhsfun*, *tésgodun*, und ebenso im Dual *tékhséfô*, *tésgédô*. — Das Passiv, welches sich durch Modification der Vocale vom Activ unterscheidet, ist in häufigem Gebrauch und hat wenigstens im Pf. festere Vocale als das Activ, z. B. *zigid* er ist genommen worden. Die Flexion ist ganz dieselbe wie im Activ. Im Impf. aber ist das Präformativ für alle Personen im Sing., Du. und Plur. ein *é* (1) z. B. *ézégod* er wird genom-

men werden, *életagh* er wird getödtet werden, vom Pf. *littigh* (Act. *létégh*). Von abgeleiteten Verbalformen hatte Hr. F. bis jetzt nur die gefunden, welche der IV. VIII. und X. arabischen entsprechen, die letztre in einer Form, wie sie im Amharischen erscheint, wo dem Stamme *as* vorgesetzt wird.

Welche Stellung nun diese Sprache im semitischen Gebiet überhaupt einzunehmen hat, wird sich erst dann näher bestimmen lassen, wenn wir sie vollständiger kennen gelernt haben. Aus dem Obigen wird schon erhellen, dass gar manche ihrer Erscheinungen einen neuen Character haben. Hr. F. sucht diesen Eindruck wiederholt zu beseitigen, aber vergebens. Zwar zeigt sich manch hebräisches und aramäisches Element, z. B. auch

ber Sohn (בר), *فعم* Bein (hebr. פעם) pl. *فعم* *fém*, *فني* *féné* Gesicht (פנים), *عجب* *égéb* lieben (hebr. עגב), *ثفن* *thofun*

s. v. a. das nordarabische *ونى*, wodurch die Erklärung des hebr. *ושע* eine feste Grundlage erhält, u. a., auch fand Hr. F. im Aethiopischen viel mehr arabisches Element, als im Himjaritischen; aber das alles scheint noch nicht hinzureichen, um dem letztern die Stellung als eines Hauptzweiges des semitischen Sprachstammes neben dem Hebr., Aram. und Arab. zu sichern, wenigstens kann Ref. nach dem Vorliegenden die Sache noch nicht für spruchreif erachten. Es wird dabei namentlich die Sprache der alten himjaritischen Monumente mit in Betracht gezogen werden müssen. Ueber diese aber, sowie über das, was Hr. F. von der himjaritischen Schrift gesagt hat, wird Ref. bald bei andrer Gelegenheit vollständiger zu reden haben. — 18. Oct. 1839.

E. R.

Grammatik der tibetischen Sprache, verfasst von **J. J. Schmidt**, kaiserlich russischem Staatsrathe u. s. w. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1859. St. Petersburg bei W. Gräff. Leipzig bei Leopold Voss. XV. u. 518 S. 4^o.

Unter den bis auf unsere Zeit nur sehr mangelhaft gekannten Sprachen Asiens ist die tibetanische (tibetische) mit ihrer ungemein reichen Literatur ohne Zweifel eine der wichtigsten. Eine erfreuliche Folge der grossen Ausdehnung, welche das Studium der orientalischen Sprachen in der neueren Zeit gewonnen hat, ist es daher, wenn auch das Dunkel, welches über der tibetanischen Sprache schwebte, gelichtet zu werden anfängt. Das erste Werk, welches darüber handelte, das Alphabetum tibetanum des P. Georgi, war längst als ganz unzuverlässig und unnütz anerkannt, aber A. Rémusat, der in seinen *Recherches sur les langues tartares* auch das Tibetische mit abhandelte, vermochte kaum etwas Besseres dafür zu bieten, und musste sich auf einige dürftige Notizen beschränken. Auch das im J. 1826 in Serampore unter Schröter's Namen erschienene Wörterbuch (*A Dictionary of the Bhotanta or Boutan language*) mit einem vorangehenden Fragmente einer Grammatik wimmelt von Fehlern, Verstössen und falschen Begriffen, hat des Unnützen viel und ermangelt oft des Nothwendigen.

Dem Mangel an brauchbaren Hilfsbüchern zur Erlernung dieser Sprache wurde erst durch den ungarischen Reisenden Csoma von Körös abgeholfen, welcher in seiner im J. 1834 in Calcutta gedruckten Grammatik und Wörterbuch die Früchte mehrjähriger an Ort und Stelle getriebener Studien niederlegte. Durch einen solchen äusseren Anstoss — sagt unser Verf. — sei das Studium der Tüb. Spr. auch in Russland eingeführt und einheimisch gemacht worden, und es dürfe nun von Keinem, der dazu Beruf fühle und Fähigkeit besitze, länger gesäumt werden, dasjenige beizutragen, wozu seine individuelle Stellung ihn verpflichte. Diesem Pflichtgefühl habe die gegenwärtige Grammatik ihr Daseyn zu verdanken. Ein grosser Theil des Materials war, nach des Vf. Versicherung, längst dazu vorbereitet, indem derselbe seit langer Zeit mittels seiner mongolischen Studien auch auf die tüb. Sprache und Literatur geführt wurde. Er durfte es jedoch nicht wagen, dieses vorbereitete, vorzüglich aus den in Peking erschienenen lexicologischen Werken gesammelte, Material zu einem Lehrbuche der tüb. Spr. zu verarbeiten, da so manches Zweifelhafte noch zu berichtigen war, da so vieles als richtig Erkannte durchaus noch der bestätigenden Autorität bedurfte, ehe es als Richt-

schnur für den Studiengang gezogen, als Gesetz für den Sprachunterricht festgestellt werden konnte. Durch die Grammatik des Hn. v. Körös sind nun diese zweifelhaften Punkte beseitigt und Alles hat seine nöthige Beglaubigung erhalten, daher der Vf. um so weniger Anstand nahm, diese Grammatik zur Grundlage der seinigen zu machen, als in der ganzen Anordnung derselben nach seiner Ansicht nichts zu tadeln war und sie ihren Zweck als erstes Lehrbuch einer noch fast ganz unbekannten Sprache vollkommen erfüllte.

So dankenswerth es nun auch dem Ref. erscheint, dass Hr. Schmidt durch Herausgabe seiner Gr. die des Hr. v. Körös den europäischen Gelehrten zugänglicher gemacht hat, so sehr hat er es zu bedauern, dass derselbe, der wohl zu Bearbeitung eines selbständigen Werks über die tüb. Spr. befähigt gewesen wäre, sich begnügt hat, die Gr. von Körös bis auf einige wenige Abweichungen wörtlich zu übersetzen, und ihr nur durch einige, die tüb. Construction erörternde und an Beispielen zeigende Paragraphen, durch Weglassung einiges unnützen oder doch nicht zur Sache gehörigen Ballastes, so wie durch Auswahl passender Leseproben einen allerdings nicht unerheblichen Vorzug vor seinem Vorbilde zu verleihen. Denn gerade an der Anordnung der Körös'schen Gramm., an dem ganzen Geiste, in welchem dieselbe verfasst ist, findet Ref. Vieles zu tadeln.

Die tüb. Sprache scheint auf der Grenze der sogenannten einsylbigen Sprachen zu stehn; es kann bei ihr von Flexion eigentlich gar nicht die Rede seyn, da alle grammatischen Beziehungen durch Partikeln ausgedrückt werden, die nur in ganz seltenen Fällen sich inniger an den Wortstamm anschliessen, und so eine Tendenz zu Bildung wirklicher Formen verrathen. Nur bei dem Verbum kommen wirkliche, mit der Wurzel eng verbundene Präfixe, zuweilen mit einer Art Umlaut verbunden, vor, um die Tempora zu unterscheiden, z. B. Praes. *akhal*, Praet. *bkal*, Fut. *bkal*, Imp. *Khol* spinnen, Praes. *abigs*, Praet. *phig*, Fut. *dbig*, Imp. *phig* bohren, Praes. *adsin*, Praet. *bsung*, Fut. *gsung*, Imp. *sung* ergreifen u. s. w. Diese Bildung durchdringt aber keinesweges die ganze Sprache, sondern es giebt auch viele Verba, welche in allen Temp. unveränderlich sind. Kommt nun noch hinzu, dass alle diese Präfixe stumm sind, so bleibt für das Ohr von jenen Formen nur die Modification (Erweichung oder Verhärtung) des Anfangsconsonanten und die (seltneré) Veränderung des Wurzelvocal's übrig, weshalb man wohl nicht annehmen darf, dass sie mit den Biegungen der indo-germanischen oder semitischen Sprachen auf Einer Stufe stehe. Findet sich doch selbst in der sinesischen Sprache zuweilen bei einer Veränderung der Bedeutung ein ähnlicher Wechsel zwischen aspirirtem und unaspirirtem Anlaut, eine

ähnliche Veränderung des Vokals oder Tons, ohne dass sie darum den flectirten Sprachen beizuzählen ist. Beschränkt sich sonach die tüb. Grammatik hauptsächlich auf die Lehre vom Gebrauch der Partikeln, so musste auch dieser die meiste Sorgfalt gewidmet werden, nicht aber, wie Körös gethan, die Sprache über den Leisten der europäischen u. a. geschlagen werden. Aus diesem Grundfehler in der ganzen Anlage, den also auch unser Verf. nicht vermieden hat, erklären sich grösstentheils diejenigen Mängel, welche nach des Ref. Ansicht verhindern, dass die vorliegende Gramm. ein treues und befriedigendes Bild der tüb. Spr. gewährt. Bei einer flüchtigen Durchsicht der einzelnen Abschnitte wird dies an einzelnen Beispielen gezeigt werden.

Dem ersten Capitel, welches von dem *Alphabet* und dessen Aussprache gründlich und erschöpfend handelt, ist ein Abschnitt von den Wortpartikeln und deren Gebrauche beigegeben, was an sich nicht zu tadeln ist, insofern diese Partikeln zum grössten Theil nach den vorhergehenden Schlussbuchstaben modificirt werden, z. B. ka in kha und ga, kjang in ang und jang u. s. w.; allein weniger angemessen erscheint es, dass auch Manches, was die eigentliche Bedeutung dieser Partikeln betrifft, hier, und zwar zum Theil hier allein erwähnt ist, so namentlich der Gebrauch der Partikeln (*tu du, ru* u. s. w.) und *par* oder *bar* zu Bildung von Adverbien.

Im zweiten Capitel, von den *Redetheilen*, macht der *Artikel* den Anfang. Allein einen Artikel, im Sinne unser Sprachen, hat die tüb. Spr. gar nicht. Die Partikeln, welche als solcher angeführt werden, sind theils eine Art Determinativpartikeln, welche das vorhergehende Wort als Substantiv bezeichnen (weshalb sie z. B. auch dem Participium und Infinitiv angehören) ähnlich dem sinesischen *tchè* und *tcht*, theils dienen sie zu Bezeichnung des Genus z. B. *rgjal-po* der König, *rgjal-mo* die Königin.

Beim *Nomen* wird zuerst vom *Geschlecht* gehandelt, dabei aber auch die Bildung der Diminutive, so wie der von Adjectiven kommenden Substantive mit abgehandelt, welche hier gar nicht hergehört. In der *Declination* werden neun Casus, Nominativ, Genitiv, Instrumentalis, Dativ, Accusativ, Vocativ, erster und zweiter Locativ und Ablativ angeführt. Dabei ist jedoch zuerst zu bemerken, dass Acc. und Voc. wie Nominativ lauten, also eigentlich nicht mit zu zählen sind, zweitens dass der erste und zweite Locativ wohl passender als Adessiv und Allativ zu bezeichnen waren. Allein vorzüglich in Bezug auf den Instrumentalis muss Ref. von der Ansicht des Verf. abweichen. Dieser nemlich stellt — in dieser Beziehung unabhängig von Körös — die Behauptung auf, dass bei den activen Verben häufig die mit dem Nominativ der Person oder

des Substantivs verbundene Partikel des Instrumentals gebraucht wird, welche dann das Subject oder die subjective Wirksamkeit bezeichnet (§ 207) oder mit andern Worten, dass diese Partikel eine Hebung des Nominativs bezeichnet (§ 105). Allein die Sache verhält sich anders. Wie oben erwähnt wurde, fehlt der tüb. Spr. eine Form oder Partikel zu Bezeichnung des Objects (Accusativ); da dasselbe nun eben so wie das Subject vor dem Verbum steht, so gebraucht der Tübetaner zu Vermeidung von Misverständnissen die Redewendung: durch mich wird er geliebt statt: ich liebe ihn u. s. w. Es findet sich daher auch kein Beispiel, wo der Instrumentalis als Subject bei einem Neutrum oder Intransitivum steht. Dass neben dem im Instrumentalis gesetzten eigentlichen Subject des Satzes noch ein zweiter Instrumentalis stehen kann, ist kein Grund, den ersten als Nominativ anzunehmen, so wie man auch im Deutschen sagen könnte: von mir wird er mit der Hand geschlagen.

Das *Adjectivum* steht gewöhnlich nach seinem Subst. wogegen der Genitiv dem Wort, zu dem er gehört, vorangesetzt wird. Die Comparison wird durch Partikeln bezeichnet. Im Uebrigen ist die Declination des Adjectivs der des Substantivs gleich. Wenn sie aber verbunden sind, wird nur das zuletzt stehende declinirt oder erhält allein die Casus- und Pluralpartikeln nach sich.

Auch bei der Declination des *Pronomen* findet sich keine Unregelmässigkeit. Die tüb. Spr. hat, wie die Sinesische, Malaiische u. a., besondere persönliche Pron. zu Bezeichnung der Ehrerbietung gegen den Angeredeten.

Das *Verbum* hat keine Art von Endung, welche Person oder Zahl andeutete. Die einfache Form kann als eine Art Participium oder Gerundium angesehen werden; das Verbum finitum wird theils durch Hülfswörter theils durch Wiederholung des Schlussconsonanten mit dem Vocal *o* dargestellt (bjed thuend, bjed-do er thut, jin seiend, jin-no er ist u. s. w.) Conditionalis, Supinum und Gerundium werden durch die Casuspartikeln des Locativs, Instrumentals und Ablativs bezeichnet. Die bei vielen Verben vorkommende Bezeichnung des Tempus durch Präfixe ist schon oben erwähnt worden.

Von den übrigen Redetheilen ist nur zu bemerken, dass die tüb. Spr. Postpositionen statt der Präpositionen hat.

Die Regeln, welche Körös über die *Syntax* gegeben hat, sind nur sehr dürftig, so dass man kaum im Stande ist, sich daraus ein Bild von der Satzbildung des Tübetanischen zu entwerfen. Es ist daher besonders dankenswerth, dass Schmidt in einigen von ihm hinzugefügten Paragraphen die Verbindung der Sätze an Beispielen dargethan hat, und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er noch öfter — vorzüglich durch An-

führung von Beispielen, die ihm seine Lectüre in grosser Anzahl bieten musste, die Mängel seines Vorbilds ergänzt hätte.

In einem Anhang kommen zuerst Unterredungsformeln aus Kōrōs, dann als Sprach- und Leseübung zwei Capitel aus dem *adsangs-blun* (der Weise und der Thor) nebst Uebersetzung. Die Mittheilung dieser Texte, zusammen 28 S. haltend, ist um so verdienstlicher, da tibetanische Texte bekanntlich fast noch gar nicht edirt und zugänglich sind. Ausser diesen kennt Ref. nur noch zwei kleine von Schilling v. Canstadt herausgegebene Religionsschriftchen ohne Uebersetzung, und den von unserem Verf. im 4. Bd. der *Mémoires de l'Académie impériale des sciences. VI. Série* (St. Petersburg. 1837.) mitgetheilten und mit einer Uebersetzung versehenen *Mahājāna-Sūtra* über das *Pradschnā-pāramita*. Von diesem existirt auf der königl. Bibliothek in Berlin eine kalmükische Uebersetzung, über welche Ref. später einmal eine ausführlichere Notiz mitzuthellen gedenkt; eine sinesische Uebersetzung desselben Buchs, welche er der Güte des Hr. Prof. Neumann verdankt, dürfte dabei interessante Vergleichungspunkte darbieten.

H. C. v. d. G.

5.

Ueber die Indischen Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Tübingen. (Cdd. 1878—1888) ¹⁾.

Dies ist die Sammlung von Handschriften, welche im vorigen September von dem Missionar und Presbyter der anglicanischen Kirche, Hrn. Dr. J. Häberlin, der hiesigen Universitäts-Bibliothek geschenkt wurden. Ein geborner Tuttlinger und im vorigen Jahre einige Zeit zum Besuche in seinem Vaterlande anwesend, brachte er aus Bengalen, seinem gewöhnlichen Aufenthalte, diese Handschriften mit einigen seltenen indischen Drucken nach seiner Heimath und übergab sie der Universität seines Vaterlandes, welche dadurch den ersten Grund zu einer indischen und zugleich einen festern Grund zu einer allgemeinen orientalischen Handschriftsammlung erhielt. Mit den unermesslichen und kaum gekannten

¹⁾ Auszug aus dem zum Geburtsfeste S. M. des Königs von Württemberg den 27. Sept. 1839 herausgegebenen Programm: Verzeichniss der orientalischen Handschriften der U. B. zu T. — Es sind 4 hebräische und aramäische (darunter der *More Nebchim* von Maimonides), 12 arabische (darunter der *Ssadr alshari'ah* von Obaidallah ibn Mas'ūd vgl. Fleischer's Verzeichniss der Dresdener Handschriften S. 64 und Nicoll's Catalog der Oxfordter S. 573), 7 persische (ein *Man'iq alt'air* von 'Attār), 11 indische und 8 türkische und tatarische Handschriften. Unter den letztern machen wir die Kenner vorzüglich auf eine kleine *alttatarische* Handschrift mit alter uigurischer Schrift aufmerksam, dergleichen bekanntlich selten sind.

indischen Schätzen verglichen, welche in England, vorzüglich im East India House aufgehäuft sind, ist freilich die hiesige Sammlung sehr gering: in Deutschland indess, welches bis jetzt sehr wenige indische Handschriften besitzt, nimmt sie eine ansehnliche Stelle ein und ist eine Zierde hiesiger Bibliothek.

Sämmtliche Handschriften enthalten Sanskrit-Werke in Bengalischer Schrift. Sie kamen hier in elf Bänden an, auf indische Art sehr lose zusammengebunden, und in der Hälfte etwa dieser Bände herrschte, wie sie hier anlangten, sehr grosse Unordnung; in Bd. I fanden sich Blätter die zu Bd. IV gehörten, vorzüglich waren die Bände V. VI. VIII. IX und XI voll von Verworrenheiten aller Art.¹⁾

Bd. I enthält auf 62 Blättern die in Indien und Europa nun schon seit geraumer Zeit gedruckte und wohlbekannte Bhagavad-Gîtâ. Der Art und dem Alter nach gehört diese Handschrift in eine Reihe mit den 12 Werken in Bd. IV; sogar der Abschreiber scheint derselbe zu seyn.

Bd. II und III enthalten das Bhâgavata Mahâ-Purâna. Dieses Purâna ist das im neueren Indien am häufigsten gelesene, welches sich deswegen auch handschriftlich nicht selten findet. Jedoch ist es bis jetzt weder in Europa noch meines Wissens in Indien gedruckt. Die vorliegenden Handschriften würden daher für eine europäische Herausgabe oder Bearbeitung dieses wichtigen Werks bedeutende Dienste leisten können; in Deutschland warten wir indess billig auf die Herausgabe des Buchs, welche Herr Eugène Burnouf in Paris bereits vor mehreren Jahren angekündigt hat und von der man das Beste zu hoffen berechtigt ist. Auch liegt das in 12 Skandhas bestehende Werk in diesen zwei Handschriften nicht ganz vollständig vor. — Bd. II. enthält auf 284 Blättern nur den zehnten Skandha als einen Haupttheil des ganzen sehr langen Gedichts. Uebrigens ist dies die schönste unter

1) Aus Mangel an Sanskrit-Typen an hiesiger Universität sind hier die indischen Wörter mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Dabei sind die Gesetze, wie sie sich mir allmählig fester gestaltet haben, diese: 1) wird die gute deutsche Aussprache zu Grunde gelegt, nicht etwa die englische oder französische, welche auch an sich nicht so gut passen; — 2) bei Lauten welche wir nicht haben, genügt die einfachste Wiedergabe durch ein Zeichen, dessen hier geltende Bedeutung eben aus dem Sanskrit deutlich seyn muss; so drücke ich den palatalen Zischlaut weder durch s' oder sh noch durch ç aus, sondern c genügt für diesen Fall, mit derjenigen besondern Aussprache, die man eben aus dem Sanskrit lernen muss. Die palatalen Stummlaute bezeichne ich durch k', g'; die lingualen Laute durch t, d, n; den gutturalen und palatalen Nasenlaut durch ñ. — 3) Die aspirirten Laute schreibe ich, da im Sanskrit dadurch keine Zweideutigkeit entsteht, nach echtlateinischer und neudeutscher Art durch .h. Hingegen genügt sh für den lingualen Zischlaut.

den hiesigen indischen Handschriften, wo die sonst oft so flüchtige und schlechte Bengali-Schrift auf gutem Papiere vielmehr zum Lesen wohlthuend anlockt. Geschrieben Cakâbda 1743 d. i. 1819 n. Ch. — Bd. III, die stärkste unter den hiesigen Handschriften, gibt auf 369 Blättern (wobei noch Bl. 45 und Bl. 46 einmal überzählig sind) die neun ersten Skandhas. Am Ende des neunten Skandha scheint nach dem Willen des Schreibers die erste Hälfte des Werks zu Ende gehen zu sollen; und eine wiewohl spätere Hand hat hier Cakâbda 1738 hinzugesetzt. Dann jedoch folgt, zwar von derselben Art und Hand, aber in einer neuen Reihe Bl. 164—215, noch ein starkes Stück aus dem 10ten Skandha herausgerissen. Hinten nun scheint die Handschrift unvollendet gelassen zu seyn: aber es ist nicht zu bezweifeln, dass die hiezu gehörigen Bl. 1—163 irgendwo in Indien zurückgeblieben sind während der Rest in diesem Bande nach Europa wanderte. Die indische Litteratur hat leider noch nicht die Vornehmthueri unserer Bücher, welche ihre Aufschrift immer mit grösstem Gepränge vorn auf der ersten Seite wie an der Stirne tragen: sie versteckt den Namen eines Buches gewöhnlich ganz bescheiden am Ende auf dem letzten Blatte. Da kann es nun leicht geschehen, dass der so wenig hervorgehobene Kopf einer Handschrift verloren geht, und dass manche Handschrift ihren Kopf oder auch ihre meisten Glieder in Indien lässt, wenn sie nach Europa wandert.

Bd. IV eine der wichtigsten Handschriften, enthält eine Masse späterer Gedichte, mit Ausschluss der dramatischen Art. Es sind zusammen 13. Unter diesen sind vorzüglich die 10 kürzern auszuzeichnen, weil noch keins derselben in Europa, die meisten wahrscheinlich auch in Indien noch nicht gedruckt sind, obwohl mehrere davon unter uns bekannter zu werden verdienten. Wir wünschten mit solchen kleinern Gedichten, welche einzeln herauszugeben weniger rathsam ist, besonders die künftigen Sanskrit-Chrestomathien bereichert zu sehen, zumal wenn diese, wie billig zu erwarten, nur Ungedrucktes bekannt zu machen beabsichtigen. Die 3 längern Gedichte, welche sich in dieser Masse finden, sind theils nur unvollständig hier enthalten, theils bereits in Indien oder auch in Europa gedruckt. Die einzelnen sind folgende: 1. Cri-Pacupati's *Ratnamâlâ* oder Juwelenkranz, 25 verse nach einem *ârja*-Metrum; auf 3 Blättern. Enthält kurze moralische Sätze, in Frage und Antwort gekleidet. Anfang: Kô bhûshâ jôshânâm kiñk'a cicôr mandalam bhâti. — 2. Der *Padârka-dûta* oder Bote der Fußspur (des Gottes), 45 Verse auf 7 Blättern. Ist ein dem Gîta gôvinda ähnliches Gedicht und führt vollständig den stolzen Namen Mahâ - mahôpâdhjâja - crîjûta - Crî - Krîshna - sârva-

bhauma - virak'ita: Padañka - dūta. Anfang nach dem Metrum mandakrāntā: Gōpībhartur - viraha - vidhurā kāk'id indīva-rākshī | unmattaeva sphalita - kavari ni: cvasantī vicālam || tatraivāstō Muraripur iti bhrānti - dūtīśahājā | tjaktvā gaeham gh'itī Jamunā - mañg'u - kuñg'añ g'agāma. — 3. Kālidāsa's *Crītabōdham*, 44 Verse auf 4 Blättern. Ist das schon etwas bekanntere, jedoch noch ungedruckte Gedicht über die Sanskrit-Metra, worüber vielleicht diese Zeitschrift nächstens weiter reden wird. — 4. Cri Vjāsa's Kūta-grantham, 41 Verse auf 4 Blättern. Ist erotisch-mythologischer Art und scheint nur deswegen dem Vjāsa zugeschrieben, weil es von alten Mythologien ausgeht. Anfang: Madamatta-majūrasja giraer māljavatas tatae | Sītā virahinam Rāmam muhur muhur amōhajāt. — 5. Kālidāsa's *Crīngāra-tilakam*, 24 lange Verse auf 4 Blättern. Ist wie schon der Name zu verstehen gibt, erotischer Art, etwa so wie der erste von den drei Theilen der Sprüche Bhartrihari's. Anfang: Bāhu dvau mri-nālamāsja-kamalam u. s. w. mit verderbtem Metrum cārdūlavikrīdita. — 6 — 7. Das *Pank'aratnākhjam* oder die fünf Juwelen, nur fünf Verse ethischen Inhalts (2 Blätter), mit dem voraufgestellten Clōka: dātā kō'rtham tathā lōbha: (?) kō: cūra: kshāntir aeva k'a | Pank'a-ratnam idam bhāti tamō-puñg'ae jathā cacī. — Darauf auf 2 Blättern das *Navaratnākhjañ kāvjam*, 9 Verse, über die oft genannten neun Juwelen am Hofe des Vikrama oder die neun grossen Dichter. 1) — 8. Kālidāsa's *Nalōdaja*, auf 15 Blättern. Von diesem früher in Indien, 1830 zu Berlin gedruckten, unter uns bereits bekannteren Gedichte finden sich hier die zwei ersten Sarga's vollständig, also gerade die Hälfte des Ganzen. — 9. Die *Smarā-dīpikā* von einem Dichter Namens Mīnanātha, auf 16 Blättern. Ist ein erotisches Gedicht und zwar von derjenigen schlechtern Art, wie sie in einer selbstständigen Literatur nur die späteste Zeit hervorbringt. Anfang: Hara-kōpānalaenaiva bhasmī-bhūtō manōhara: | arddhanāri curō jō hi tasmai nitjam namō namas. — 10. Das *K'ātā-kāshthakam* oder die Sage von dem wunderbaren Vogel *K'ātaka*, ein Stück welches bekannt zu werden verdiente; auf 3 Blättern. Es wird dem Mahākavi oder dem grossen Dichter zugeschrieben, unter welcher Bezeichnung schwer-

1) Wahrscheinlich sind diese Stücke schon in Indien gedruckt, aber gedruckt nie nach Europa gekommen; wenigstens enthält nach Adelung's Sanskrit-Literatur 2te Ausg. S. 360 ein (so viel ich weiss) nie nach Europa gebrachter Druck: The Neeti Sunkhulun, or Collection of the Sanscrit Slokas of enlighthened mounies, translated into English by Mahārājā Kali Krishna Bahadur. Serampore 1831 auch die Titel der Stücke Pāntschā Ratna und Nava Ratna. Allein Adelung scheint hier, wie so oft, dasselbe Stück S. 218 als ein verschiedenes Werk anzuführen.

lich ein anderer als Kālidāsa zu verstehen ist. Alle Gründe sprechen aber dafür, dass diess nur ein kleines Stück aus einem grössern Ganzen ist. — Aehnliches gilt 11. von dem *Kāvya-cāstram*, desselben Dichters. Man erwartet diesem Namen nach eine allgemeine Poetik, welche von einem Kālidāsa abgefasst sehr belehrend seyn müsste, findet aber auf 2 Blättern bloss die ādirasa-kavitā, oder ein Musterstück für den ersten der acht rasas (Dichtungsarten), woraus nach der indischen Poetik alle möglichen Gedichte bestehen. Vgl. das 1828 zu Calcutta gedruckte Sāhitja Darpana S. 77 ff. — 12. Das *Bhattikāvjam*, bis in den sechsten Sarga Vs. 115, auf 45 Blättern unter denen jedoch 9. 11. 13 fehlen; etwa ein Drittel des Ganzen. Eine andre Handschrift desselben Werks wird unten in Bd. XI vorkommen. Das ganze Gedicht ist bereits zu Calcutta 1828 mit ausführlichen Scholien in zwei Bänden gedruckt.

Alle diese Stücke sind nach Schreibart und Papier vielleicht von demselben Abschreiber, gewiss aus derselben Zeit. Eine Jahreszahl findet sich nirgends: es leidet aber keinen Zweifel, dass sie schwerlich über das Alter einiger Jahre oder einiger Jahrzehnde hinausgehen. Was die Zuverlässigkeit der Abschriften betrifft, so findet sich zwar unter Nr. 2 folgender beruhigende Spruch:

Bhīmasjāpi ranae bhaṅgō | munīnāṅk'a matibhrama:

jathā drishthan tathā likhitam (sic) | laekhanāe nāsti dūshanam

(d. i. sogar Bhīmas fällt im Kampfe, und Einsiedler irren in Einsicht, jedoch wie gesehen, ist geschrieben; im Schreiben ist kein Fehler)

und die letzte Hälfte davon wird unter Nr. 5 einfach wiederholt: allein dass es ungeachtet solcher Versicherungen nicht an Schreibfehlern mangle, bedarf kaum des Beweises; sogar die letzten Worte der Unterschrift lauten Nr. 5 und in der Handschrift Bd. 1 abweichend so: laekhanō nāsti dōshakas. Randscholien sind sehr selten beigeschrieben.

Von ganz anderer Art ist 13. eine Abschrift des *Kumāra-sambhava* von Kālidāsa, bis in den fünften Sarga, auf 24 Blättern. Dieses grössere Gedicht ist neulich durch Hrn. D. Stentzler zu London bekannt gemacht, jedoch hatte ich diesen Druck zu sehen noch nicht Gelegenheit. Die vorliegende Abschrift scheint vom Schreiber selbst nicht vollendet zu seyn, hat indess vorn viele Randscholien.

14. Endlich ist noch ein prosaisches Werk in diesen Band gekommen; durch Inhalt, Format und Schrift ganz verschieden. In der Unterschrift heisst es Raghunātha's *Dinasaṅgraha*, auf 12 Blättern. Man würde es danach für ein astronomisches Werk oder vielmehr für eine Erklärung des indischen Kalenders halten; dass es aber näher in Bezug auf die Opfer und andere Ge-

bräuche der indischen Religion geschrieben ist, erhellt schon aus dem Anfange, wo ausserdem der Dichter vielmehr *Raghudaeva* genannt wird; *Divânâthan namas kritja hitâjâdja hitârthi-nâm | vakshjatae Raghudaevaena karmmandâm dina-saṅgrahas*. Auch ist noch die Schrift merkwürdig: sie ist alt und schön deutlich, von der gewöhnlichen ziemlich abweichend; etwa das letzte Achtel hat aber dieselbe neuere Hand mit ihren flüchtigen unklaren Zügen ergänzt, welche jene 12 oben angeführten Stücke geschrieben hat. Diess Werkchen verdient näher untersucht und herausgegeben zu werden.

Bd. V—IX fünf sehr starke Handschriften, sind für jeden der sich mit der *Njâja*-Philosophie beschäftigen will, von grosser Bedeutung. Zwar werden die *Njâja*-Systeme, sofern sie sich bloss um Logik und Dialektik drehen, im neuern Indien weit häufiger und ernstlicher betrieben, als die für uns in vieler Hinsicht merkwürdigern *Sâṅkhja*-Systeme; auch sind eben deshalb neuerdings in Indien bereits mehrere *Njâja*-Werke gedruckt erschienen. Jedoch liegt hier eine so bedeutende Zahl grösstentheils noch ungedruckter Werke vor, dass sie wenigstens in Deutschland gegenwärtig wohl beachtet zu werden verdienen. Zu bedauern ist aber dabei, dass die meisten dieser Werke innerhalb dieser 5 lose zusammengebrachten Bände in einem sehr unordentlichen Zustande sich befinden.

Bd. VII ist der einzige unter den 5 Bänden, welcher einfach ein vollständiges Werk enthält. Nach einem unvollendeten philosophischen Werke auf 3 Blättern ¹⁾, folgt auf 136 Blättern die *Anumāna-dīdhitī* von *Cirōmani Bhattākārja*, gewiss dasselbe Werk welches sich nach dem von *Alex. Hamilton* verfassten, von *Langlès* herausgegebenen Verzeichniss der Pariser Sanskrit-Handschriften unter CXLVIII und CXLIX pag. 86 findet, dort aber auffallend als *dissertation sur la mēmoire* bezeichnet wird, da es doch vielmehr über den logischen Schluss handelt. Die hiesige Handschrift ist nicht sehr schön aber deutlich geschrieben, und gehört, nach dem Aeussern zu schliessen (eine Jahrszahl fehlt), zu den ältern in dieser Sammlung.

Mit den drei Handschriften Nr. V. VI. und VIII hat es eine eigene Bewandniss. Sie enthalten eine ansehnliche Zahl von *Tikâ's* oder ausführlichen Erläuterungen über die vielen einzelnen Theile der *Njâja*-Philosophie, allein grösstentheils in gründlicher Unordnung, nicht selten auch so unvollständig und mangelhaft, dass ein besonders unglückliches Schicksal

1) Anfang: *Pranāmja haetum icvaram Muniū Kanādam (sic) agrata: padārtha-dharmmasaṅgraha: parvakshjatae mahōdajas*. Ein Cloka ausserdem durch seinen einfachjambischen Bau sehr auffallend. Den wahrscheinlichen Titel des Werks kann man aus dem Verse leicht schliessen.

über sie gewaltet haben muss. Wahrscheinlich lagen diese Massen bei irgend einem Panditen zerstreut, als plötzlich Befehl kam sie einzupacken: wo dann die Handschriften so wie sie waren in drei indische Bände zusammengebunden wurden. Die lose Art der indischen Blätter und Bände macht das leicht verständlich. Vorzüglich herrschte in Nr. 6 und 8 diese Unordnung, als sie hier anlangten. Ich habe das Zerstreute so viel als möglich wieder zu ordnen gesucht, obwohl eine vollkommene Wiederherstellung nur von dem zu erwarten ist, der diese Hunderte von grossen Blättern mit ihrem weitläufigen philosophischen Inhalte genau durchliest. Das Verzeichniss des Vorgefundenen ist, nach der jetzt getroffenen Anordnung, folgendes:

1. Die stärkste Anzahl gleichartiger Blätter zeigt eine niedliche, fließende und bei aller Gedrängtheit deutliche Schrift. Man findet hier folgende Abhandlungen: 1) Parâmarca-grantha-tîkâ, auf 38 Blättern vollständig. 2) Upâdhi-vâda-dîdhiti (in der Handschrift didhiti)-tîkâ, ebenfalls vollständig auf 37 Blättern. 3) Sâmanja- auf 33 Blättern. 4) Kaevalânnavi-grantha-dîdhiti-tîkâ auf 22 Blättern und 2½ Zeilen. 5) Avajava- auf 15 Blättern, der Schluss fehlt. Ueber den Namen Avajava so wie über die meisten andern dieser Benennungen gibt der Calcutter Druck von 1828: Nyâya sūtra vritti, theological aphorisms of Gotama, with a commentary of Viswanâthi Bhattachârya näheren Aufschluss. 6) Tarkabhâshâ, 16 Blätter unvollendet, auch fehlt Bl. 13 und 14. Wahrscheinlich nur ein Commentar eines alten Hauptwerks dieses Namens, welches Colebrooke viel gebraucht hat (Transactions of the As. Soc. Lond. T. I. p. 93). 7) Prâmânja-vâdasja prathama-vipratipatti-rahajam, auf 11 Blättern vollständig. 8) Kaevalânnavi-anumâna; es finden sich 6 Blätter, die 4 ersten sind auffallend nach den 4 ersten Buchstaben des Alphabets bezeichnet (eine sonst sehr seltene indische Sitte), *) dann folgen Bl. 10 und 11 ohne Schluss. 9) Vjâpti-graha; es finden sich Bl. 1 — 3. 5. 6. 9, ohne Schluss. 10) Abhidhâmicra-bhâshâ, 6 Blätter. 11) Ausserdem noch 10 Blätter verschiedener Art. — Da bei Nr. 4 der Name der tîkâ einmal etwas vollständiger G'agadîci-tîkâ lautet, so ist hier als Verfasser G'agadica anzunehmen, gewiss derselbe Djagadisa welcher nach dem oben angeführten Verzeichniss der Pariser Handschriften pag. 88 ein Werk Samâni Lakhiani Tipâni (lies sâmanja-lakshana-tîkâ) geschrieben hat und wahrscheinlich ist jenes Werk in Paris dasselbe mit Nr. 3 unter den hier

1) Vgl. Lassen in dieser Zeitschrift B. II. H. 3. S. 424.

aufgeführten Abhandlungen. Ich habe diese Abhandlungen nun in den Band Nr. V zusammengestellt, ohne zu behaupten dass sie alle von demselben Verfasser sind.

2. Eine andre Masse zeigt eine steife, ungefällige und grobe Hand, und stammt sichtbar durchweg von demselben Abschreiber. Sie enthält der Zahl nach noch mehr Stücke als die vorige; und viele dieser Stücke tragen dieselben Namen wie die in der vorigen Masse; der Name *rahasjam* scheint besonders häufig für Abhandlungen dieser Art angewandt zu seyn. Allein sehr zu bedauern ist die grosse Mangelhaftigkeit der hieher gekommenen Blätter; Anfang und Ende fehlt; auch viele Blätter in der Mitte vermisst man. Eine bestimmte Angabe über den Verfasser ist daher auch hier schwer zu finden; die 5 Blätter über Anumiti weisen indess durch den Zusatz Mâthurî (nämlich tikâ) darauf hin, dass der Verfasser aller dieser Abhandlungen wahrscheinlich Mathurâ-nâtha ist, derselbe Gelehrte, von welchem im Verzeichniss der Pariser Handschriften pag. 65 und 80 ähnliche Arbeiten angeführt werden. Colebrooke freilich in seiner kurzen Abhandlung über die Njâja-Lehre nennt weder diesen Mathurâ-nâtha noch jenen G'agadica. — Es würde nicht viel nützen, hier die bisweilen schwer zu erkennenden Namen der einzelnen Abhandlungen auszuheben; die ganze Handschriften-Masse, wie sie jetzt von mir geordnet unter Nr. VI erscheint, umfasst 157 breite Blätter. Eine Jahreszahl ist weder bei dieser noch bei der vorigen Handschriften-Masse zu entdecken; sie gehen indess dem Aeussern nach beide in etwas ältere Zeit zurück.

3. Die übrige bunte Masse ist nun in Nr. VIII zusammengeworfen. Man trifft hier sehr verschiedenartige Hände, die nur in der Abweichung von der Art der zwei eben angeführten Handschriften übereinstimmen, auch das übrige Aeussere der Handschriften ist nach diesen Verhältnissen abweichend. Ich gebe hier das Einzelne an, soweit es sich gegenwärtig auffinden und angeben lässt. 1) Eine bedeutende Anzahl von Blättern, zusammen 90, geben sich wieder als von derselben Hand geschrieben; namentlich Anumiti 8 Bl., Haetvâbhâsa 15 Bl., Pûrva paksha 12 Bl., Vjâpti 6 Bl.; Vjâpjam 6 Bl., Sâmanja-lakshanâ-rahasjam 16 Bl. vgl. -pûrvapaksha rahasjam auf Bl. 16 mit Sanskritzahlen (am Ende wird hier nur der Name des Abschreibers dieser Tikâ genannt), Haetvâbhâsa 8 Bl., Savjabhik'âra 14 Bl.; ausserdem noch 5 Blätter. Auf dem ersten dieser so geordneten Blätter wird CriG'agadica als Verfasser genannt, so dass diese Stücke mit dem Werke in Nr. V übereinstimmen müssten, wenn die einzelnen Abhandlungen sich entsprächen. — 2) 31 Blätter ähnlicher Art aber anderer Hand, darunter ein Siddhânta-rahas-

jam kaecalānvaji-kandanae auf 12 Bl. — 3) ākāṅkshā-pūrvapakṣa-rahajam 10 Bl. und āsatti 8 Bl. von ganz anderer Art; der Zusatz mātḥurī am Ende weist darauf hin dass wir hier Abhandlungen von demselben Verfasser haben, von dem die grosse Masse der Abhandlungen in Nr. VI abstammt. Eben dahin gehören wahrscheinlich 14 Blätter mit sehr grosser Schrift, enthaltend Vjāpti-pratijōgjam und anderes, unvollständig. — 4) ein Sāmānja auf 19 Bl. mit grosser aber sehr gedrückter Schrift; und noch ein anderes so benanntes Stück auf 6 Bl., welche wieder einmal nach den Buchstaben des Alphabets gezählt werden. — 5) ein Bhavjapadārtha auf 4 Blättern; — 6) ausserdem noch 13 ganz lose und zerstreute Blätter.

Bd. IX enthält noch einige philosophische Abhandlungen die hier zuerst genannt werden mögen: 1. Noch ein ākāṅkshā-grantha auf 4, und ein āsatti auf 6 Blättern des kleinsten indischen Formats, mit grosser Schrift. — 2. Auf 19 Blättern die logische Abhandlung Bhāṣhā-parikhāda in Versen; dieselbe welche mit dem Commentare Siddhānta-muktāvali zu Calcutta 1827 herausgegeben ist. — 3. 24 Blätter (die ersten 21 mit fortlaufender Randzahl) von einem Werke, welches nach den Unterschriften mehrerer einzelner Abschnitte zu urtheilen, den Namen K'intāmani d. i. Zauberschatz (eigentlich Denk-Juwel) führt, und vielleicht dasselbe mit dem von vielen Commentatoren erläuterten Tatva-k'intāmani von Gaṅgaecyāra ist, welches sich unter Nr. XXVI—XXXV der Pariser Handschriften findet. Anfang: Tatvānumānam parārthan njājasādhjam iti.

Ausserdem findet sich in diesem Bande ein Werk ganz verschiedenen Inhalts: die *Hāralatā* d. i. der Perlenzweig. Wie in der spätern islamischen Literatur, so haben auch in der indischen Literatur die spätern Bücher oft sonderbar gezielte Namen, aus denen man den Inhalt des Werkes nur mit Mühe oder auch gar nicht erkennen kann. So wird niemand aus diesem Namen vermuthen, dass das Werk über die Todtengebräuche, über Reinheit und Unreinheit dabei, die Bestattung u. s. w. handelt. Manus' Gesetzbuch, das Kūrmapurāṇa und andre Bücher der Art werden oft angeführt. Den Namen des Verfassers zu entdecken ist nicht gelungen; Anfang: Pranama (sic) Pundarikākṣham pūrvvāk'ārjja-pravartitās. Das Werk ist vollständig auf 46 Blättern; eine andre Abschreiberhand, welche hinter Bl. 37 anfängt, hat aber aus Versehen 3 Blätter rückwärts gezählt.

Bd. X ist Cri-Vōpadaeva-Bhaktāk'ārja's *mugdhabōdhajākaranam*, dieselbe in Sanskrit abgefasste indische Grammatik welche seit vielen Jahrhunderten in Indien am häufig-

sten gebraucht und in den neuern englischen Zeiten dort bereits mehreremale, zuerst 1807 zu Serampore, gedruckt ist. Sie führt hier auch den Namen *āk'ārja-k'ūtāmani* d. i. Juwel des Schülers. Die Handschrift besteht den Randzahlen nach aus 127 Blättern; indessen fehlen nach Bl. 54, wo die ganze Art des Abschreibers sich ändert, die Zahlen 55—57.

Bd. XI. Dieser letzte Band musste mir beim ersten Anblicke im vorigen Herbst als ein ganz wüster Haufen von unvollzähligen Blättern einiger Werke erscheinen. Allein nachdem ich gegenwärtig alles näher untersucht und die in andern Bänden zerstreuten Blätter, welche zu diesen Werken gehören, aus ihnen wieder sorgsam ausgeschieden und alles was sich zur Herstellung einer Ordnung thun liess versucht hatte, ergab sich, dass hier, ausser ein paar losen Blättern, zwei bestimmt zu erkennende Werke vorliegen, das eine sogar vollständig. 1. Ein Werk von demselben *Vōpadaeva*, der sogenannte *Kavi-kalpadruma* (in der Handschrift *kalpōdruma*) oder Dichter-Paradiesbaum, bestimmter *Dhātupātas* genannt.

Es ist dies, gleich dem vorigen, eins der am häufigsten in Indien gebrauchten grammatischen Werke über das Sanskrit, auch schon zu Calcutta 1831 gedruckt; für die europäischen Gelehrten ist es der Grund ihrer Werke über die Wurzelwörter im Sanskrit geworden. Unsre sehr schön und deutlich geschriebene Handschrift war gewiss einst eine der besten, vollendet Cakābda 1677 d. i. 1753 n. Ch.; allein sie muss später in schlimme Hände gefallen seyn. Indess enthält sie das Werk vollständig auf 44 (oder vielmehr 43, da die Zahlen 17 und 18 ein Blatt ausmachen) Blättern. — 2. Eine Masse kleiner Blätter gab sich als eine unvollständige Handschrift des schon in Bd. IV vorgefundenen *Bhatti-Mahā-kāvjam* zu erkennen. Die Handschrift ist freilich sehr übel erhalten; viele Blätter sind verletzt, einige verstümmelt, die Schrift zum Theil verblichen; es finden sich noch Bl. 1—55 (worunter aber Bl. 17. 30. 33. 36. fehlen) und 3 so verstümmelte, dass ihre Ordnung nicht wieder zu finden war. Diese Blätter enthalten indess das grosse Gedicht bis in den eilften Sarga, also etwa die Hälfte des Ganzen und mehr als die obige Handschrift in Bd. IV; auch ist die Handschrift sichtbar alt und genau. Die Verse werden darin noch nicht gezählt; den ersten Blättern sind kleine Scholien beige geschrieben.

H. E.

6.

Die neuesten Bereicherungen der Indischen Litteratur.

Dem Plane dieser Zeitschrift gemäss, von Zeit zu Zeit Uebersichten dessen zu geben, was auf den verschiedenen

Gebieten der morgenländischen Gelehrsamkeit jüngsthin geleistet worden ist, wollen wir anfangen, über die neuesten Bereicherungen der Altindischen Litteratur zu berichten. Die Kenntniss des Sanskrit hat sich zwar in Deutschland ungemein schnell erweitert, nachdem die Hülfsmittel zur Erlernung dieser Sprache allgemein zugänglich geworden waren. Doch hat sich das Sanskritstudium bei uns vorzugsweise nur nach einer Seite hin einer allgemeineren Theilnahme zu erfreuen gehabt; als das wichtigste Hülfsmittel zur Begründung einer eindringenden Vergleichung der mit dem Sanskrit verwandten Asiatischen und Europäischen Sprachen ist das Indische von klassischen und altdeutschen Philologen vielfach in den Kreis ihrer Forschungen gezogen worden. Diese Anwendung des Sanskrit lag freilich für uns am nächsten, lässt sich am leichtesten mit andern philologischen Studien vereinigen und wird stets für manche das Hauptmotiv abgeben, sich mit der Altindischen Sprache zu beschäftigen; doch würde es höchst einseitig seyn, über diese eine Anwendung aus den Augen zu verlieren, dass wir im Sanskrit eine alte und reichhaltige Litteratur besitzen, die schon als solche erforscht zu werden verdient, dass durch ihre gründliche Kenntniss allein ein tieferes Verständniss des Indischen Alterthums möglich ist, endlich dass eine Vertrautheit mit der Cultur-Geschichte des ältern Indiens unentbehrlich ist, um die Religion und die darauf gegründete Verfassung der vielen Asiatischen Völker zu verstehen, welche von Indien aus ihre Bildung ganz oder theilweise erhalten haben. Für eine solche Richtung der Indischen Studien ist aber das nächste Bedürfniss noch gar nicht befriedigt, nämlich dieses: die Hauptwerke der Litteratur in kritisch festgestellten Texten herausgegeben und so erläutert zu besitzen, dass ihr Studium und ihre Anwendung mit Leichtigkeit und Sicherheit geschehen könnten. Ja, selbst der Sprachvergleichung wird es zu Gute kommen, wenn das Studium der Litteratur gefördert wird; denn ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, dass nichts so sehr vom falschen und willkührlichen Gebrauche der Sprachvergleichung zurückzuhalten im Stande ist, als eine solche lebendige und gleichsam concret gewordene Kenntniss der Sprache, wie sie nur durch aufmerksames Lesen von zusammenhängenden Texten gewonnen wird; nur dadurch wird die lebendige Einsicht in die wirkliche Haltung der Formen und Wörter erreicht und das fleissigste Studium auch von Bopp's Grammatik, das eifrigste Nachschlagen in Rosen's Wurzelwörterbuch und Wilson's Lexicon wird stets nur eine todte und einseitige Kenntniss der Sprache geben. Nun könnte ich aber wohl mehr als einen Sprachvergleichler nennen, dessen ganzes Sanskritstudium nicht über jene drei Bücher hinausgegangen zu seyn scheint.

Dieses sage ich hier nur um zu rechtfertigen, dass ich zuerst die Bereicherungen, welche die in Sanskrit uns erhaltene Litteratur erfahren hat, allein ins Auge fasse. Unter diesen sey es aber erlaubt, mit dem mir am nächsten liegenden anzufangen:

1) *Rāmāyana, id est carmen epicum de Ramae rebus gestis, poetae antiquissimi Valmici opus. Textum codd. Mss. collatis recensuit, interpretationem Latinam et annotationes criticas adiecit Augustus Guilelmus a Schlegel. Voluminis primi pars prior. Bonnae 1829. pars altera ibidem 1838. Vol. secundi pars prior ibidem 1838.*

Als Hr. von Schlegel sich zuerst entschloss, das *Rāmājan'a* vollständig herauszugeben, war von der alten Indischen Litteratur nur sehr wenig öffentlich bekannt und allgemein zugänglich gemacht worden; mit alter Litteratur meine ich die verschiedenen Stücke, welche zusammen *Vēda* genannt werden, die Gesetzbücher, von denen das nach *Manu* benannte keineswegs das einzige, obwohl das wichtigste und geschätzteste, auch wohl das älteste ist, endlich die alten epischen Gedichte, das *Rāmājan'a* und das *Mahāb'ārata*. Von der jüngern poetischen war schon mehr gedruckt und zwar so viel, dass zu ersehen war, dass in Europa sich die Sanskritstudien bald vorzugsweise auf jene ältern Werke richten würden, obwohl die jetzigen Indischen Gelehrten nur den jüngern ihren Fleiss und ihre Neigung zugewendet haben. Denn nur die alten Werke zeigen uns den Indischen Geist in seiner selbständig schöpferischen Thätigkeit, in seiner freien und ungestörten Bewegung, sie nur bilden die Hauptquelle, woraus mit Sicherheit die ungetrübte Erkenntniss der ältern Religion und der eigenthümlichen Staats- und Sitten-Verfassung geschöpft werden kann. Was später hervortritt, ist ebenso oft Entartung, als Weiterbildung des frühern und ist durch dieses allein begründet und begreifbar; hat auch die spätere Litteratur neue Formen hinzu erfunden und frühere feiner und kunstreicher ausgebildet, so liegt doch ihr Stoff und ihr Gedankengehalt schon in der ältern, wie im Keime ganz enthalten.

Als daher Herr von Schlegel sich entschloss, durch Bekanntmachung eines grössern Sanskritwerkes den eben erst auf dem Festlande von Europa ernsthafter angegriffenen Sanskritstudien förderlich zu seyn, musste er um so mehr auf die ältere Litteratur hingewiesen werden, je mehr er in seiner ganzen litterarischen Laufbahn dafür thätig gewesen war, in jeder Litteratur das ächt nationale und originelle zur Anerkennung zu bringen. Unter den ältern Werken mussten aber schon äussere Umstände damals die Wahl auf das *Rāmājan'a* hinlenken. Von *Manu's* Gesetzen wurde damals eben eine zweite Ausgabe in England vorbereitet; eine frühere war

schon in Indien erschienen. Die übrigen Gesetzbücher waren ihrem Werthe und ihrem Inhalte nach unbekannt und versprachen neben dem *Manu* nur eine beschränkte Wichtigkeit. Von der Vedischen Litteratur waren damals nur vier *Upaniśad* gedruckt und diese zeigten, dass so wichtig dieser Theil der *Vēdas* in Beziehung auf Sprache und Inhalt auch sey, er sich doch wenig dazu eignete, zur Verbreitung der noch schwachen Sanskritstudien viel beizutragen. Dieses konnte nur ein leichter verständliches und durch den Inhalt allgemeiner anziehendes Werk thun. Ein Blick auf die Hymnen der *Vēdas* reichte hin zu überzeugen, dass diese ältesten und in mancher Beziehung wichtigsten Ueberreste des Indischen Alterthums ein mehrjähriges angestrenktes Studium in der Nähe einer reich ausgestatteten Handschriften-Sammlung erheischten, um erst über die Zahl und die Art der vorhandenen Hülfsmittel der Kritik ins Reine zu kommen und um zu übersehen, was aus der grossen Masse dieser Texte zuerst am zweckmässigsten auszuwählen war. Mit dem schwierigsten und dunkelsten Theile einer Litteratur anzufangen, kann überhaupt im Allgemeinen nicht rathsam seyn. Aus dem grossen Chaos des *Mahābhārata* waren zwei Stücke herausgegeben, die *Bhagavadgītā*, die eher als ein selbständiges Werk da steht, und die Erzählung von *Nala*, die Krone der vielen Episoden, womit die *Pandāva*-Sage bereichert worden ist; eine fernere Auswahl einzelner Stücke hätte die damals noch nicht mögliche Uebersicht des ganzen *Bhārata* vorausgesetzt, wenn man nicht im Dunkeln wählen wollte, und hätte nicht das Bedürfniss einer Gesamtausgabe beseitigt; für einen einzelnen auch noch so bemittelten Privatmann war daran aber nicht zu denken, zumal, wenn etwas mehr geleistet werden sollte, als ein blosser Abdruck des Textes nach einer oder einigen Handschriften.

Das *Rāmājan'a*, obwohl an Umfang keineswegs gering — denn es zählt beinahe so viel Doppelverse (24000) oder Clokas, als Ilias und Odyssee zusammen Hexameter (noch nicht 28,000) — rückte die Aussicht, von einem einzelnen Manne herausgegeben werden zu können, schon viel näher, es stand ohnehin an dichterischem Ruhme und Geheiligkeit des Inhalts bei den Indern dem *Bhārata* nicht nach. Zwar war vom *Rāmājan'a* damals schon mehr gedruckt, als von dem viel grössern *Mahābhārata*; von seinen sieben Büchern nämlich die zwei ersten. Von dieser Serampurer-Ausgabe in drei Bänden waren aber beinahe alle Exemplare des zweiten durch einen Schiffbruch zu Grunde gegangen und der erste und dritte mussten dem prüfenden Leser bald den Verdacht erregen, dass bei jener Ausgabe keine sehr wachsame Kritik gewaltet hatte. Hr. von Schlegel fällt nach späterer Prüfung ein strenges

Urtheil über dieses nachher ins Stocken gerathene Unternehmen (praef. p. LXVIII) und auch wer geneigt seyn mag, ein gelinderes Urtheil zu fällen, in Erwägung, dass jenes eine erste Ausgabe war und dass die Herausgeber sicherlich keinen Begriff von dem hatten, was wir eine kritische Arbeit nennen, erklärt dadurch nur, wie jene Ausgabe geworden, was sie ist, ohne dadurch zu rechtfertigen, dass in ihr verschiedene Recensionen ganz willkürlich durch einander gemengt worden sind, ohne dass dem Leser irgend eine genügende Nachricht darüber gegeben wird. Gerade bei einem Werke, wie das *Rāmājan'a*, bei dem auch der Gebrauch zu historischen Untersuchungen ein Hauptmotiv des Studiums seyn muss, ist die Frage doppelt wichtig, auf welcher Auctorität jede einzelne Stelle des Textes beruhe. Ich rede dabei gar nicht von den vielen grammatischen Fehlern, wovon die Serampurer-Ausgabe strözt. Einen Vortheil gewährte sie aber allerdings und keinen kleinen bei der Art, wie wir uns auf die Herausgabe eines Indischen Werkes vorbereiten müssen; man konnte sich vorher mit dem Stile und einem Theile des Inhalts des Werkes vertraut machen.

Doch solche äussere Umstände hätten dem *Rāmājan'a* vor andern altindischen Werken den Vorzug nicht geben dürfen, wenn der Gehalt des Werkes nicht ebenso sehr für diese Wahl gesprochen hätte. Ohne hier nun weder eine Schilderung der Indischen, altepischen Poesie versuchen zu wollen, noch auf eine Vergleichung des *Rāmājan'a* und *Mahāb'ārata* einzugehen, die ich ohnehin nach dem, was ich früher in dieser Zeitschrift über das letztere Werk auseinander gesetzt habe, nicht zugeben könnte, so bald das *B'ārata* als ein Ganzes in die Vergleichung hineingezogen werden sollte, darf ich hier so viel sagen, dass kein Theil der Indischen Litteratur so geeignet ist, auf leichte und anziehende Weise sowohl mit Altindischer Sprache, als mit den Eigenthümlichkeiten des Volkes vertraut zu machen, als die alte epische Poesie. Einen entschiedenen Vorzug vor dem *Mahāb'ārata* hat aber das *Rāmājan'a* in der Einheit des Inhalts, in der viel grössern Gleichheit des Stiles, in der strengern Rücksicht auf das poetische Interesse und das ästhetische Gefühl, welche sich in der uns noch erhaltenen Bearbeitung des Textes vielfach bethätigt, während das *Mahāb'ārata* den Leser weder mit höchst langweiligen seitenlangen moralischen Erörterungen verschont, noch mit Erzählungen, deren Motive höchst ekelhafter Art sind und deren Anwesenheit nur die encyclopädische Natur des überlieferten *B'ārata* erklärt. Ich will hiedurch dem angeblichen Gedichte des *Vjāsa* nichts von seinem Werthe nehmen, nur darauf hinweisen, dass zwischen ihm und dem *Rāmājan'a* bei allen Aehnlichkeiten wesentliche Unterschiede vor-

handen sind und dass für beide ein verschiedener Maassstab angelegt werden muss.

Doch, da wohl bei keinem Kenner der Indischen Litteratur ein Zweifel darüber obwalten kann, dass es für die Förderung der Sanskritstudien höchst wichtig seyn muss, einen kritisch geprüften und gesäuberten Text des *Rāmājan'a* zu besitzen, wollen wir jetzt sogleich ins Auge fassen, was durch diese neue Ausgabe für die Kritik geleistet worden ist.

Die drei bis jetzt erschienenen Bände enthalten den Urtext der beiden ersten Bücher nebst der Lateinischen Uebersetzung des ersten und der zwanzig ersten Capitel des zweiten. Mit der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes wird die Uebersetzung des zweiten Buches vollendet und dann über ein Viertel des Ganzen beendigt seyn. Der gedruckte Text der zwei ersten Bücher füllt 734 Octavseiten; man sieht, das Ganze ist weitschichtig genug, um auch manchen jüngern Mann zurückschrecken. Um so lebhafter werden wir daher unserm berühmten Veteranen dafür danken, dass er in sich zu einem so grossen Unternehmen den Muth gefühlt, und uns freuen, dass er schon einen so beträchtlichen Theil desselben mit jugendlicher Rüstigkeit ausgeführt hat. Von der Liebe, womit er sich der Förderung der Indischen Studien zugewendet hat, zeugt nicht weniger, dass er die Kosten des ganzen Unternehmens aus eigenen Mitteln bestreitet, als die Ausstattung und die Sorgfalt dieser Ausgabe. Ueber die Schönheit des Drucks kann nur eine Stimme seyn und das Streben des Herausgebers nach möglichst grosser Correctheit erhellt aus der Gewissenhaftigkeit, womit am Ende der Uebersetzung noch nachträglich früher übersehene Druckfehler des Textes angezeigt sind. Was aber diese Ausgabe vorzugsweise auszeichnet, namentlich vor der frühern Serampurer, ist die durchgreifende und sorgfältige Kritik, welche dem Urtexte zu Theil geworden ist. Bei einem Werke, wie das *Rāmājan'a*, darf nicht eine ästhetische Kritik vorwaltende Richtschnur seyn, sondern die Aufgabe muss vor allem die seyn, den Text in möglichst ältester und historisch treuer Gestalt vorzulegen. Je weniger kritische Untersuchungen dieser Art über die älteste Indische Litteratur bis jetzt angestellt worden sind, und je wichtiger es gerade für sie bei ihrem Mangel an positiven historischen Daten ist, über das Alter und die Aechtheit der für alt ausgegebenen Werke ins Reine zu kommen, desto wichtiger müssen für uns die kritischen Bemühungen des Herrn von Schlegel seyn, worüber er in seinem *Prolegomenis* auf LXII Seiten berichtet hat. Mit diesen wird sich unser Bericht vorzugsweise beschäftigen.

Der Herausgeber berührt zuerst, dass er an die Bearbeitung des *Rāmājan'a* mit der Erwartung gegangen sey, hier keine grösseren Abweichungen der Lesart zu finden, als bei

dem Gesetzbuche des *Manu* und den durch Vergleichung von Handschriften festgestellten Theilen des *Mahab'arata*, der *B'agavadgita* und dem *Nala*. Bei diesen Werken beschränken sich in der That die Abweichungen — blosse Schreibfehler kommen hier nicht in Betracht — auf einzelne Wörter, das Auslassen oder Zusetzen einzelner Verse; nur selten bleiben verdorbene Stellen, welche durch Vergleichung mehrerer Handschriften nicht herstellbar sind und welche daher nöthigen, über den handschriftlich überlieferten Text hinauszugehen und Emendationen zu wagen. Solche Stellen kommen jedoch vor und werden sogar in den Commentaren erklärt, trotz ihrer Unrichtigkeit; sie beweisen die abergläubische Treue, womit die Indischen Gelehrten die für heilig gehaltenen Texte behandelt haben. Für die Authenticität der alten Texte sind daher die Commentatoren die besten Zeugen, so weit sie reichen. Bei den *Védas* sind sie am reichhaltigsten und es möchten sich höchst wenig *Védastellen* — ich meine die Hymnen — finden, von denen nicht jedes Wort entweder in den dazu gehörigen Scholien oder in sonstigen Anführungen, in liturgischen und andern Büchern, beglaubigt wäre. Auch für *Manu's* Gesetzbuch haben wir diese Beglaubigung, wenn ausser den eigentlichen Commentaren die ganze juristische Litteratur als kritisches Hülfsmittel hinzugezogen wird. Für die epischen Gedichte haben wir nur theilweise so vollständige Zeugen; Anführungen in andern Schriften kommen viel seltener vor und die Scholiasten erklären nur einzelne Stellen und Wörter. Ein solches Scholion oder eine solche Anführung beweist natürlich nur für das Zeitalter, bis zu welchem sie hinaufreicht; wer einmal die slavische Treue erkannt hat, womit ein Indischer Scholiast seinen Vorgänger abschreibt, für den wird eine solche Beglaubigung der alten Texte jedoch auch für vorhergehende Zeiten, aus denen keine Commentare erhalten sind, gültig seyn.

Zeigen sich nun aber die epischen Gedichte durch äussere Zeugen weniger gegen Verderbniss geschützt, als die *Védas* und das Gesetzbuch, so sind sie es ebenfalls weniger ihres Inhalts und ihres Stils wegen. Die epischen Gedichte der Indier sind, wie die der Griechen, reich an wiederkehrenden Phrasen und Beiwörtern, es sind gewisse constante Wendungen für die Darstellung oft wiederkehrender Gegenstände da, welche sich dem Gedächtnisse leicht einprägen; die Indische Dichtkunst neigt sich überhaupt zur breiten Ausführung beliebter Schilderungen. Es werden Rhapsoden, wie Abschreiber, leicht Ausdrücke und Verse vertauschen, auslassen und zusetzen; die Nothwendigkeit einer häufigen Erneuerung der leicht zerstörten Handschriften lässt die Gefahr solcher Textes-Änderungen oft wiederkehren, und vor, wie nach der Aufzeichnung der epischen Gedichte musste der Text daher bald mit

vielen Abweichungen belastet werden. Die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Textes, die Abwesenheit kritischen Gefühls, die Geduld frommen Lesens stören sich an solchen Ueberladungen nicht und nur selten bemerkt ein Scholiast, dass in gewissen Handschriften ein Vers oder ein Abschnitt verworfen sey, den er oder andere zulassen.

Trotz dieser Leichtigkeit der Aenderung in den epischen Gedichten sind in commentirten Texte des *Rāmājan'a* und, so viel ich habe untersuchen können, auch des *Mahāb'ārata*, die Varianten viel seltener und unbedeutender, als man erwarten sollte, auch wo die Ueberladung mit unnützen Zusätzen deutlich ist, pflegen die Handschriften zu stimmen.

Bei der Untersuchung der verschiedenen Handschriften des *Rāmājana*, die zum Behufe seiner Ausgabe verglichen worden sind, hat Hr. von Schlegel ein ganz anderes Verhältniss gefunden, als das eben bezeichnete. Nur auf eine Classe von Handschriften, auf die mit Commentaren versehenen, ist die obige Beschreibung anwendbar und es finden sich in diesen nur einzelne Abweichungen. Andere Classen von Handschriften zeigen aber eine durchgreifende Verschiedenheit und es haben sich zwei, wo nicht drei, verschiedene Recensionen des ganzen Textes herausgestellt. Der Herausgeber sagt darüber p. IX: "*Ut paucis expediam: pro una Rameide, quam ubique eandem memorari putabam, ex illibatis adhuc bibliothecarum thesauris binæ vel trinæ adeo mihi prodire Rameides, ut narrationis argumento singulisque sententiis sic satis inter se consentientes, ita verborum delectu et versuum structura, interdum etiam ordine numeroque dissimillimæ.*"

Diese Sachlage machte die Bearbeitung des *Rāmājan'a* zu einem ganz andern und viel schwierign Geschäft, als die irgend eines andern altindischen Werkes. Es musste erst das Verhältniss der verschiedenen Recensionen zu einander durch eine genaue Vergleichung ermittelt und die Gültigkeit einer jeden festgesetzt werden, ehe an die Aufstellung des Textes gedacht werden konnte. Man sieht zugleich, dass die Authenticität des ganzen Gedichtes zwar nicht dem Inhalte nach, aber doch in Beziehung auf jede einzelne Stelle, die etwas besonderes enthält, von der richtigen Ermittlung dieses Verhältnisses abhängt; man darf sich aus keiner einzigen beziehungs-fähigen Stelle eine Folgerung erlauben, ohne zu wissen, welcher Recension sie angehört und welche Glaubwürdigkeit diese hat.

Gehen wir vorerst das Verhältniss dieser drei Recensionen zu einander an, wie es sich nach Vergleichung von zwölf Handschriften herausgestellt hat.

Erstens. Commentirte Recension. Handschriften dieser Art geben im Ganzen durchaus denselben Text; rechnet

man deutliche Schreibfehler und einzelne zusätzliche Verse ab, so bleiben wenig ächte alte Varianten, das heisst solche, welche von den Scholiasten erwähnt und bestätigt werden. Auch wo dieser Text in einer Handschrift ohne den Commentar vorliegt, zeigt er keine grösseren Abweichungen. Bis jetzt kennen wir drei Erklärer zu diesem Texte: *Kat'aka*, *Mahéçvara Tirt'a* und *Rag'und't'a Vdk'aspati* (prolegg. p. XXXI). Die Scholien der beiden letzten sind in London vorhanden, die des ersten waren früher wenigstens in Europäischen Bibliotheken nicht da. *Vdk'aspati* ist der jüngste, der zuerst erwähnt scheint der älteste zu seyn; jedenfalls sind noch mehrere und ältere Commentare vorhanden gewesen, da *Tirt'a* schon verschiedene ältere und weilläufigere Scholien benutzt und verkürzt zu haben erklärt. Diese älteren, die uns freilich ungleich wichtiger seyn würden, sind jetzt wahrscheinlich zum grössten Theile verloren gegangen und wir besitzen wie bei Homer, die Arbeiten der ältesten Scholiasten nur in verkürzter Gestalt. Doch ist der Text dieser jüngern bis auf die oben bezeichneten Abweichungen gewiss auch der der ältern Commentare; man muss Indische Scholiasten wenig kennen, um daran zu zweifeln. Hr. von Schlegel glaubt (p. XXIII), diese Recension sey in *Benäres* ursprünglich zu Hause, doch ist dieses nur Vermuthung; sie findet sich sowohl in Devanagari, als in Telinga Handschriften ohne Abweichung, also im Norden und im Süden.

Aus einer p. XXXIII. beigebrachten Randglosse wird nachgewiesen, dass auch von einer südlichen Recension die Rede sey, dass damit aber nicht der Text in den verglichenen Telinga-Handschriften gemeint seyn kann, weil diese in dem dort berührten Falle mit den bekannten Commentatoren stimmen. Vielleicht findet sich dieser südliche *pāt'a* in der Sammlung des Obersten *Mackenzie* (I. 57); es werden dort zwei Telinga-Handschriften eines Commentars zum *Rāmājan'a* unter dem einfachen Titel *vjākjāna* erwähnt, der Name des Verfassers ist jedoch entstellt.

Hätten wir nur Handschriften dieser Classe, würden wir einen ebenso gleichförmigen Text des *Rāmājan'a* besitzen, wie der übrigen Theile der ältesten Litteratur. Wir besitzen aber ausserdem:

Zweitens eine Bengalische Recension. Diese findet sich in Handschriften mit der Schrift dieses Landes und nur in solchen, während sich die commentirte Recension noch nie in Handschriften dieser Art gefunden hat. Zwei Handschriften dieser Art sind verglichen worden und zeigten einen unter sich übereinstimmenden Text, jedoch mit grössern Abweichungen, als unter den commentirten vorkommen; von diesen weicht er aber durchgängig auf eigenthümliche Weise ab. Ob auch zu

dieser Recension Commentare vorhanden sind, ist zweifelhaft (prolegg. p. XXXIII), obwohl glaube ich wahrscheinlich, weil dieser Bengalische Text eine absichtliche neue Bearbeitung des Gedichtes giebt. Diese Handschriften geben Namen der Capitel aber keine Zahlen, auch der Verse nicht und weisen dadurch allerdings auf eine geringere Sorgfalt für die treue Ueberlieferung hin.

Drittens. Eine Recension, welche Hr. von Schlegel die eklektische nennt, weil sie sich bald an die eine, bald an die andere der beiden erwähnten näher anschliesst, in einzelnen Fällen aber auch eigene Erweiterungen hat. Sie findet sich in Handschriften aus *Udajapura* in *Râg'putâna*, in einer Pariser Devanagari unbekannter Herkunft, endlich in einer dritten in der Vorrede noch nicht erwähnten, später in den Besitz des Herausgebers gekommenen aus *Bombay*. Alle drei sind mit Devanagari-Schrift ohne Commentar und sehr fehlerhaft geschrieben; haben alle drei dieselbe Grundlage des Textes und stimmen im wesentlichen in dem überein, worin sie von den zwei frühern Recensionen abweichen, sind aber in Versetzungen einzelner Verse, Auslassungen und Zusätzen sehr willkürlich und in diesen Dingen oft unter sich abweichend. Es ist offenbar eine vernachlässigte Ueberlieferung und willkürliche Behandlung des alten Textes; trotz der Verschiedenheiten in den einzelnen Handschriften scheinen diese doch alle eine gemeinschaftliche Grundlage zu haben und insofern können wir diese Handschriften als Exemplare einer besondern dritten Recension zusammenfassen. Diese Recension setzt die Bekanntschaft mit den beiden frühern voraus; ob sie aber durch eine absichtliche nach irgend einem Plan gemachte Uebearbeitung des ältern Textes entstanden sey oder nur von den willkürlichen Einfällen eines einzelnen Abschreibers, die zufällig eine weitere Verbreitung gefunden, herstamme, darüber möchte es schwer seyn, zu entscheiden. Dabei ist nicht zu übersehen, dass diese Recension, wie die Bengalische, sich nur einer örtlich beschränkten Verbreitung zu erfreuen hat; zwei der oben bezeichneten Handschriften gehören dem westlichen Indien an, *Râg'putâna* und *Guzerate*; irre ich nicht, gehört auch die Pariser Handschrift diesen Gegenden und wir werden kaum viel wagen, wenn wir auch von einer westlichen Recension des *Râmâjan'a* sprechen.

In diesen drei Recensionen wird nun dieselbe Geschichte mit denselben einzelnen Umständen erzählt und die Abweichungen treffen vorzüglich die Wortfassung, die beinahe überall verschieden ist, dann und dieses vorzüglich in der dritten, Nebenumstände des Inhalts, einzelne Züge in beschreibenden Stellen, Versetzungen der Verse, mitunter auch ganzer Abschnitte.

Aus dieser Darlegung ergibt sich, dass die dritte Recension am wenigsten auf Glaubwürdigkeit Ansprüche machen darf, zumal keine Spuren eines Commentars zu ihr vorhanden sind; dass es dagegen für die Herstellung des ursprünglichen Textes vor allem darauf ankommt, das Verhältniss der zweiten zur ersten genau zu ermitteln.

Fragen wir nach den äussern Merkmalen beider, so kann hiebei aus dem Alter der einzelnen Handschriften keine Folgerung gezogen werden, da, wie p. XLIX. erinnert wird, Indische Handschriften stets erneuert werden müssen. Hr. von Schlegel fügt aber sehr richtig hinzu, dass Handschriften aus weit entlegenen Theilen Indiens für die Kritik ersetzen, was ihnen an Auctorität durch das Alter abgeht; Uebereinstimmung also in Handschriften des Südens und Nordens beweist treue Ueberlieferung eines viel ältern Originals. Die zuerst erwähnte Recension hat, ausser der Beglaubigung durch die Commentare, auch die Uebereinstimmung des Textes in Handschriften aus den beiden grossen Abtheilungen, worin Indien zerfällt, aus *Hindustan* und *Dekhan*, für sich; die Bengalische ist auf eine einzige Provinz beschränkt.

Wichtiger ist die Erwägung der innern Merkmale. Diese kann ich nicht besser angeben, als durch Hersetzung der eigenen Worte des Herrn von Schlegel, der als Ergebniss seiner gewissenhaften Untersuchung folgende Sätze p. LI. aufstellt: "*non solum nihil novatum in argumenti summa, narrationis ordo religiose servatus: sed sententiae quoque singulis sententiis, versus versibus plerumque respondent; tam fida imagine expressum est exemplar, ut in utraque recensione res easdem, diverso duntaxat modo enunciatas, bis legere tibi videaris. Longe maxima pars varietatis in dictione consistit. Sed in huius etiam colore veteres illi editores Bengali aemulati sunt priscam carminis epici simplicitatem: raro delapsi ad argutias, ad ornamenta nimis ambitiosa et structuram verborum, quae grammaticam subtilitatem redoleat. At comparatione acuitur iudicium: singulatim collatis commentatorum lectionibus cum Bengalicis vix dubium fore puto criticis talium rerum sensu imbutis, utrae sint nativae vel posterioribus curis retractatae. Video grammaticos scholae Bengalicae interdum scabritiem quandam sermonis tollere voluisse, vocabula obsoleta, structuram minus apte cohaerentem, denique licentias epicas, exempli gratia omissum augmentum in praeterito imperfecto, vel formam ja pro tva in absolutivis verborum simplicium: quarum licentiarum usus legitimus ex Manu codice probatur. Perspicuitati quoque prospexerunt, quod adeo verum est, ut haud raro in locis difficilioribus lectiones Bengalicae scholio-*

rum vice ad interpretandum valde utiliter adhiberi possint. Fateor tamen saepe me non assequi, quid mutando lucrari sibi visi sint, et nihil aliud subesse arbitror, praeter novandi libidinem et importunam grammaticorum semipoetarum sedulitatem."

Nach dieser sehr genauen Charakteristik der Bengalischen Recension, welcher Ref. nach jahrelanger Beschäftigung mit den Handschriften des *Rām.* vollkommen beistimmt, kann darüber kein Zweifel seyn, dass die commentirte Recension den Vorzug verdiente und bei der Bearbeitung des Textes zu Grunde gelegt werden musste, wie Hr. von Schlegel gethan hat. In Beziehung aber auf den Einfluss, welcher dabei der Bengalischen eingeräumt werden darf, können die Ansichten verschieden ausfallen und nach wiederholter Erwägung der Sache sey es mir vergönnt, dem hochverehrten Herausgeber einige Bedenken über die Art vorzutragen, wie er die Bengalische Recension berücksichtigt wissen will, obwohl ich sehr wohl fühle, dass es sehr gewagt ist, dem sorgfältig erwogenen Urtheile eines so bewährten Meisters in der Kritik sich entgegenzustellen.

Um die Frage gleich auf den wesentlichen Punkt hinzuweisen, so ist zu untersuchen, ob wir der Bengalischen Recension zugestehen dürfen, trotz ihrer deutlichen Neuerungen doch auch Bruchstücke eines ursprünglichen und den commentirten an Alter übertreffenden Textes aufbewahrt zu haben?

Hr. von Schlegel nimmt dieses an, indem er sagt p. LII: *quis vero negare audeat, eos (Bengalos) ex aliis veteris memoriae monumentis haurire potuisse?*

Möglich allerdings, doch, glaube ich, kaum wahrscheinlich.

Hr. von Schlegel gründet seine Ansicht auf die Art, wie das *Rāmājan'a* und überhaupt die ältere Indische Litteratur ursprünglich überliefert worden seyn muss, nämlich durch mündliche Mittheilung. Diese zuerst von ihm in Beziehung auf Indien vorgetragene Meinung halte ich für unbestreitbar, eine genaue Untersuchung der Hymnen der *Védas* wird sie noch vielfach bestätigen. Es ist überhaupt ein ächt nationales im Volke wahrhaft lebendiges Epos an diese Form der Mittheilung gebunden, nur der lebendige Vortrag in grössern Versammlungen prägt das Lied dem Herzen des Volkes dauerhaft ein und wenn man gesagt hat, dass das ächte Epos, wie die Sage, vom Volke selbst gedichtet werde, so ist dieses wahr daran, dass die unmittelbare Kritik, welche eine zahlreiche Zuhörerschaft durch lauten Beifall oder Missbilligung an dem Vortrage des Sängers ausübt, als eine Volksstimme wirken muss, durch welche das im Sinne der Menge gedichtete feierlich gleichsam in den nationalen Schatz dichterischen Besitzthumes für immer aufgenommen wird, während das misslungene beseitigt

wird. So arbeiten Sänger und Zuhörer gemeinschaftlich an dem Liede. Das Aufzeichnen und Vorlesen bezeichnen den ersten Anfang wie der absterbenden Liebe des Volkes zu seinen Liedern, so auch der Abnahme der lebendig thätigen Rhapsodik. Man wird mit grosser Befriedigung die bündige und klare Auseinandersetzung lesen, die Herr von Schlegel in dem proll. IX flgd. über die Natur des ursprünglichen volkstümlichen Epos und seiner Ueberlieferung gegeben hat.

Dass nun bei der Ueberlieferung des *Rām.* sich in einem so weiten Lande trotz der strengen Disciplin der Brahmanen-Schulen Abweichungen im einzelnen einstellen mussten, folgt, wie p. XIX u. XX erörtert wird, aus der Natur der Sache. Ein Bedürfniss der Aufzeichnung und Ausgleichung dieser Abweichungen musste um so mehr gefühlt werden, als das *Rām.* nicht bloss ein unterhaltendes Gedicht war, sondern ein geheiligtes, in welchem die Erscheinung eines der grossen Götter gefeiert wurde, und als die Brahmanen-Kaste früher angefangen hat, sich des epischen Gedichtes zu bedienen, um die übrigen Kasten im priesterlichen Sinne zu belehren. Einem Bedürfnisse dieser Art verdanken wir gewiss den commentirten Text des *Rām.* Es sind aber gewiss keine Spuren, dass dieser Text sich später in verschiedene Recensionen aufgelöst habe, die Abweichungen unter den Commentaren erklären sich hinlänglich aus dem wiederholten Abschreiben nach frühern Exemplaren.

Nun könnte aber auch in einem andern Theile Indiens eine zweite Aufzeichnung des bis dahin mündlich überlieferten Gedichtes veranstaltet worden seyn, nach etwas verschiedenen Grundsätzen, oder nur deshalb von der ersten abweichend, weil die zu Grunde gelegte Ueberlieferung diese Abweichungen enthielt. Oder auch können die ältesten Diaskeuasten der ersten Aufzeichnung in Scholien Rechenschaft von ihrem Verfahren und den vorgefundenen Abweichungen der verschiedenen mündlichen Ueberlieferungen gegeben haben; diese kritischen *collectanea* konnten später benutzt worden seyn, um darauf eine von der ersten abweichende Recension zu gründen.

Das letzte ist, wenn von Indien die Rede ist, eine sehr unwahrscheinliche Annahme; eines von beiden muss aber Hr. von Schlegel annehmen, da er den Bengalen zugesteht, aus selbständigen alten Quellen geschöpft zu haben. Nur bestimmt ihn natürlich der Charakter der Bengalischen Recension anzunehmen, dass die commentirten Exemplare den ursprünglichen Text treuer geben, als die Bengalischen. Er sagt p. XXIII. "*multis gravibusque argumentis plane mihi persuasum est, commentatores priscam et genuinam carminis faciem fidelius servasse, Bengalicae recensionis auctores contra, relictis venerandae vetustatis vestigiis, multa pro arbitrio*

suo novasse, eo consilio, ut iam obsoletum poetae dictionem usui loquendi suae aetatis accommodarent.„ Hierauf gründet er nun auch den Gebrauch, den er bei der Texteskritik von den Bengalischen Handschriften macht.

Ich möchte dagegen behaupten, dass die Bengalen nichts, als unsere commentirten Handschriften des *Rdm.* vor Augen gehabt haben, gar nichts ursprüngliches und unabhängiges benutzen konnten.

Eine selbständige Aufzeichnung eines bis dahin mündlich fortgepflanzten *Rdm.* ist die Bengalische Recension schon deshalb nicht, weil sie nichts eigenthümliches im Inhalt hat, weil sie gewöhnlich Schritt vor Schritt den Commentatoren folgt. Eine bis dahin im Osten Indiens erhaltene mündliche Ueberlieferung würde eine gleichförmige durchgehende Abweichung gezeigt haben; was wir übrigens von der Cultur-Geschichte Bengalens wissen, macht es unwahrscheinlich, gerade hier ein ursprüngliches unabhängiges *Rdmājan'a* erhalten zu glauben.

Hr. von Schlegel behauptet ferner und gewiss mit vollem Rechte, dass die Bengalische Recension die spätere sey. Aber gerade die Kennzeichen, woraus er das spätere Zeitalter ableitet, z. B. die Verjüngung der Sprache, führen auf eine so junge Zeit, dass es mir unglaublich wird, es solle sich bis dahin in Bengalen die alte Rhapsodik noch erhalten haben.

Es konnten nun die Bengalen aber, wo nicht ein vollständiges unabhängiges *Rdm.* doch Bruchstücke eines solchen oder *collectanea* der oben beschriebenen Art vor Augen gehabt haben; sie seyen den Commentatoren gefolgt, wo sie nichts eigenes hatten; wo sie solches hatten, machten sie aber Gebrauch davon.

Es kommt bei dieser Frage viel auf die Art an, wie die Bengalen sich an die commentirte Recension anschliessen; sie folgen ihr oft Vers um Vers, nur ändern sie die Worte stets auch in ganz gleichgültigen Dingen, bei denen in der Wahrheit nichts gewonnen wird, als ein anderer Schall, keine Eleganz, keine Deutlichkeit, nicht einmal eine andere Farbe des Ausdrucks. Wenn sie für *tasja tad vak'anaṁ grutvā* setzen: *etasja tu vak'ah grutvā* oder ähnliches, so zeigt dieses, dass es ihnen durchaus darum zu thun war, eine andere Wortfassung zu haben, und diese eine Absicht ist klar genug. Obwohl nun verschiedene Grade der absichtlichen Aenderung vorkommen, so gilt doch für die meisten Theile des langen Gedichts die Behauptung, dass die Bengalische Recension sich deutlich auf die commentirte bezieht, und keine andere besondere Quelle voraussetzt.

Es bleiben also nur die einzelnen Stellen, wo die Abweichungen grösser sind; Auslassungen und Verkürzungen erklären sich von selbst, nur Erweiterungen des Inhalts lassen

die Vermuthung selbständiger Quellen zu. Hiebei muss ich aber daran erinnern, dass die Bengalen absichtlich änderten. Warum können sie nicht absichtlich erweitert haben, zumal wo nur ein weiteres Ausmalen eines beliebten Themas sich zeigt und die Motive schon in dem alten Texte vorlagen. Ich gestehe nun, dass ich in den Bengalischen Erweiterungen nichts weiter finde, als solche willkürliche Ausführungen eines gegebenen Themas und beziehe mich deshalb auf die p. LIII. flgd. angeführten Beispiele. Die Episode von *Ris'ja-çrīṅga* ist ausführlicher in der Beng. Recension, noch mehr so in der dritten. Dass die Rhapsoden ursprünglich den einladenden Stoff nicht unbenutzt liessen, ist sehr wahrscheinlich und ich will Herrn v. Schlegel gern glauben, dass die Commentatoren aus frommen Skrupeln etwas weggeschnitten haben. In den Zusätzen der spätern Ausgaben ist aber nichts enthalten, als was sehr leicht aus der ältesten abgeleitet werden konnte. Es war ohnehin ein alter Gegenstand erzählender Gedichte, wie aus *Manu* X. 72. erhellt und das *Mahāb'ār.* giebt Vol. I. p. 565. die Geschichte so ausführlich, dass ich viel eher behaupten möchte, die ausführlichere Darstellung im *Rām.* sey aus dieser Quelle geflossen. Diese Bearbeitung im *Mahāb'.* konnte Hr. von Schlegel damals nicht vergleichen.

Die andern angeführten Beispiele von der Erziehung des *Bārata* und von der Bedienung der Priester durch die Könige führen auch nur darauf hin, dass die priesterlichen Bearbeiter des Textes jede Gelegenheit wahrnehmen, um die Wichtigkeit ihrer Vorschriften und ihre überlegene Würde einzuschärfen. Ich kann jetzt aus dem *Mahāb'ārata* manches Capitel nachweisen, was nichts enthält, als zusätzliches Ausführen eines solchen moralisch - disciplinarischen Themas und wovon ich behaupte, dass es nach der eigentlichen Redaction des Ganzen hinzugefügt ist, selbst wenn es von den Scholien anerkannt werden sollte.

Aus dem angeführten Beispiele von verkürzten Beschreibungen der Opfergebräuche, namentlich des Pferdeopfers, geht gewiss hervor, dass die Bengalische Recension in eine Zeit fällt, wo im alten Cultus vieles ausser Gebrauch und unverständlich geworden war. Dieses ist ein Grund mehr, kein altes ursprüngliches *Rām.* damals noch erhalten zu glauben.

Was die Bengalen veranlasst haben mag, eine so durchgreifende Umgestaltung des alten Textes vorzunehmen, darüber weiss ich nichts gewisseres beizubringen. Zum Theil erklären es die vom Herrn. von Schlegel angeführten Motive, bei wie vielen Stellen des alten Textes ist aber weder in der Sprachform etwas unregelmässiges, noch in den Ausdrücken etwas unklares? Diese bedurften keiner Anpassung an eine spätere Zeit und man kommt allerdings mit Herrn. von Schlegel auf

eine blosse *libido novandi* zurück. Man wollte eben nur überall etwas eigenes haben.

Ich kenne zwei andere Beispiele solcher Textes-Änderungen, jedoch nur von spätern Werken. Hr. Stenzler führt an, dass er bei dem *Rag'uvança* zwei verschiedene Recensionen vorgefunden (praef. p. III.). Eine nähere Bezeichnung oder ein Beispiel wäre sehr erwünscht gewesen; denn unter Recension versteht mancher nichts als Abweichung in einzelnen für das Ganze unwesentlichen Lesarten. Der zweite Fall passt besser. Von der *Çakuntalā* ist der von Chézy herausgegebene Text eine ähnliche Modernisirung des Ausdrucks, wie im Bengalischen *Rām*. Ich verdanke die Mittheilungen darüber Herrn. H. Brockhaus.

Am passendsten erläutere ich vielleicht die Sache durch folgendes. *Vôpadêva* hat die ganze grammatische Terminologie geändert, ohne dass ich irgend einen wesentlichen Gewinn davon entdecken kann, und die Bengalischen Gelehrten sind ihm darin gefolgt. Wollten sie ebenso ein ihnen eigenes, obwohl gar nicht besseres *Rām*. haben?

Wie auch die Bengalische Recension entstanden seyn mag, meine Ansicht ist, dass die Commentatoren allein den ältesten Text aufbewahrt haben. Hieraus folgt nun, dass ich in einem Punkte von den Grundsätzen abweichen muss, welche Hr. von Schlegel bei seiner Feststellung des Textes befolgt hat.

Er sagt darüber p. LII. — "*editioni meae commentatorum recensionem pro fundamento substruere decrevi. Ubi variant inter se prior et alter, liberam mihi eligendi facultatem sumpsi; in locis corruptis vel quocunque tandem modo turbatis, tum a Bengalīs, tum a codicibus mixti generis auxilium circumspexi. Etenim, quae ab his proferuntur, etiamsi a commentatorum recensione absunt, idcirco non protinus sunt aspernanda, sed suo merito unumquodque aestimandum.*"

Dem Grundsätze, dass der commentirte Text die Grundlage des unsrigen bilden muss, wird jeder beistimmen; er muss jedoch selbst einer strengen Kritik unterworfen werden, da wir sahen, dass er weder vor Verderbniss völlig gesichert war, noch, wie Hr. von Schlegel bemerkt, die ersten Aufzeichner des Textes oder die ihnen nachfolgenden Scholiasten als eigentliche Kritiker betrachtet werden dürfen. Sie erklären nur, was sie vorfinden, und merken abweichende Lesarten ohne beigefügtes Urtheil an. Jeder, der da weiss, was Kritik heisst, wird zugeben, dass wir ein Recht haben, den einen Commentator gegen den andern zu stellen, unser eigenes Urtheil aber gegen beide, dass wir falsch gestellte Verse umstellen, deutlich eingeschriebene wegschaffen, endlich er-

kannte falsche Lesarten durch Emendation berichtigen dürfen. Durch dieses Verfahren stellen wir nur den ältesten historisch beglaubigten Text in seiner Reinheit möglichst wieder her und weiter darf die Kritik nicht zurückgehen wollen: wenn durch genaue Angabe zugleich Rechenschaft darüber abgelegt wird, was im Texte emendirt, umgestellt oder weggelassen worden, darf sich niemand über Versündigung an einem ehrwürdigen Ueberreste des Alterthums beklagen. Im obigen Sinne hat es auch kein Bedenken, wenn Hr. von Schlegel p. LVII. sagt, dass er das Amt nicht nur eines Kritikers, sondern auch eines Diaskeuasten habe übernehmen müssen und es ist nur Billigkeit gegen seine Verdienste um das Gedicht *Valmiki's*, wenn man anerkennt, dass er uns auch die beiden früher gedruckten Bücher zuerst in einer geläuterten Gestalt gegeben hat; sein Text hat vor dem Serampurer die grossen Vorzüge, durchgängig kritisch geprüft zu seyn und überall den Commentatoren zu folgen, wo die höhere Kritik keine Einsprache dagegen thun musste; so sind die willkührlichen Vermischungen beider Recensionen in der Serampurer Ausgabe verschwunden und leere Ueberladungen auch der commentirten Handschriften beseitigt, während nichts alterthümliches dem leichtern Verständniss zu Liebe aufgeopfert worden ist.

Ich erlaube mir nur einen Widerspruch gegen den Einfluss, welchen Hr. von Schlegel der Bengalischen und der dritten Recension zugestanden wissen will und in einzelnen Stellen zugestanden hat. Nach meiner dargelegten Ansicht dieser Recensionen kann ich ihnen nur einen viel geringern zugestehen. Sie dienen zu zeigen, in welchem Sinne später eine dunkle Stelle des alten Textes gefasst wurde; wo sie mit den Commentatoren stimmen, bestätigen sie die allgemeine Anerkennung des ältern Textes; wo sie abweichen oder weglassen, regen sie an zur Nachforschung über die Aechtheit der commentirten Ueberlieferung. So hat Hr. von Schlegel sie auch benutzt bei einer merkwürdigen Stelle, worin *Budd'a* erwähnt wird. (II, cap. CIX, 30 seqq. praef. p. LV); sie fehlt in der Beng. Recension und hier können die Bengalen einen Grund zur Weglassung in uns unzugänglichen Nachrichten älterer Commentatoren gefunden haben. Hr. von Schlegel hat sie daher mit Recht als verdächtig bezeichnet.

Ausser diesem negativen Einfluss kann ich den Bengalen einen positiven nur in dem Falle zugestehen, wo eine Stelle in den Commentaren offenbar verdorben und nur durch Emendation heilbar ist; geben die Bengalen dann die passende Lesart, bin ich bereit sie anzunehmen, obwohl sie dann für mich nur die Auctorität einer guten früher gemachten Emendation hat. Dagegen glaube ich nicht, dass wir einer Bengalischen Lesart deshalb einen Vorzug geben dürfen, weil sie poe-

tisch schöner oder dem Inhalt angemessener zu seyn scheint. Denn wir laufen dadurch Gefahr, unser ästhetisches Urtheil an die Stelle des nationalen zu setzen und geben der Willkühr zu grossen Raum. Es kann bei dem *Rāmdjan'a* schwerlich davon die Rede seyn, das Gedicht so wieder herstellen zu wollen, wie es der Verfasser hinterliess; es muss aber die Kritik dahin streben, die älteste und ächtesten Aufzeichnung des Gedichtes wiederzugewinnen. Die Unvollkommenheiten, welche dem Werke dann noch bleiben, Widersprüche, rauhe Uebergänge, Lücken, ungeschickte Nähte, gehören ihm wesentlich an und haben für seine Geschichte ihre Bedeutung; die Kritik soll allerdings auch den Versuch machen, über den überlieferten Text hinauszugehen und nachzuforschen, ob eine noch ältere Gestalt der Erzählung sich den Umrissen nach zeichnen lasse, und sie wird sich dabei vorzüglich der oben erwähnten Mängel des Gedichtes zu diesem Zwecke bedienen; sie darf aber kein Ergebniss einer solchen Untersuchung dem Texte aufdrängen und untergrübe ihren eigenen Boden, wenn sie solche Unvollkommenheiten, die für immer mit dem Werke verwachsen sind, beseitigen wollte.

Wenn ich also die Worte der Vorrede p. LVI: "*mihi autem ea cura praecipua fuit, ut aut veram carminis faciem, aut digniorem saltem tum antiqua fama, tum poetae virtutibus in universi carminis tenore spectatis, instaurarem*," in meinem Sinne eingeschränkt wünschte, so würde ich doch nicht die Pflicht der Wahrheit erfüllen, wenn ich nicht gleich hinzufügte, dass Hr. von Schlegel in seiner Praxis sich keinesweges die kühne Art der Kritik erlaubt hat, die aus seinen obigen Worten gefolgert werden könnte. Der Emendationen sind äusserst wenige, verdächtige Stellen, die aber nicht blos Worte, sondern auch einen mythologischen, geographischen oder sonstigen reellen Inhalt haben, sind im Texte gelassen und als solche bezeichnet. Sein Gebrauch der Bengalischen Handschriften beschränkt sich meist auf die, wenn ich so sagen darf, stagnirenden Abschnitte des Gedichts, wie sie besonders im Anfange vorkommen und in denen auch der commentirte Text an unerträglichen Wiederholungen und Confusionen leidet; bei diesen wird sich weder der Leser, noch der Dichter über den neuen Text zu beklagen haben und dem Inhalt nach in keiner andern Recension mehr finden, dafür der *glōkas* eine viel grössere Anzahl und vielleicht verlange ich einem allgemeinen Grundsatz zu Liebe zu viel, wenn ich wünsche, dass auch bei diesen Capiteln nur die Commentatoren zu Rathe gezogen worden wären.

Eine Besprechung einzelner Stellen in Beziehung auf das kritische Verfahren würde, selbst wenn der Umfang dieser Zeitschrift sie erlaubte, so lange unersprießlich bleiben, als

nicht der kritische Apparat dem Leser zugleich gedruckt vorliegt; eine Vergleichung der neuen Ausgabe mit der Serampurer führt zu nichts, so lange wir nicht wissen, woher diese ihre Lesarten hat. Ich kann aber hiebei den Wunsch nicht unterdrücken, dass Hr. von Schlegel gleich hinter dem Texte die wesentlichen Varianten hinzugefügt hätte. Es würde, namentlich nach dem oben vorgeschlagenen kritischen Verfahren, dieses auf wenigen Bogen geschehen können, wenn man sich darauf beschränkte, was zunächst dem kritischen Leser erwünscht seyn muss, ihn in den Stand zu setzen, überall den commentirten Text selbst wieder herstellen zu können. Es wären also nur die ächten alten Varianten, das heisst, die in den Scholien erwähnten, die ausgelassenen Verse und die Emendationen aufzuführen.

Eine Uebersetzung des Hrn. von Schlegel zu loben, wäre um so trivialer, als er schon durch die Uebertragung der *B'agavadgītā* gezeigt hat, dass er mit nicht geringerer Treue und Gewandtheit Indische Dichtungen in der Sprache der Römer wiederzugeben weiss, als Shakspeare und Calderon in der heimischen. Wir können daher nichts passenderes thun, als die Freunde Indischer Litteratur aufzufordern, durch eigene Prüfung sich zu überzeugen, ob nicht das Urtheil, welches einer der grössten deutschen Gelehrten, Kunstkenner und Staatsmänner, Wilhelm von Humboldt, über die Uebersetzung der *B'agavadgītā* fällt, vollkommen auch sich auf die des *Rāmājan'a* anwenden lässt, wenn man poetisch für philosophisch, Poesie für Philosophie setzt: Diese Uebertragung ist so meisterhaft und zugleich von so gewissenhafter Treue, von so geistvoller Behandlung des philosophischen Gehaltes des Gedichts und von so ächter Latinität, dass es ohnehin unendlich zu bedauern wäre, wenn sie blos zum bessern Verständnisse des Textes gebraucht und nicht von allen denen recht fleissig gelesen würde, die sich mit der Philosophie und Alterthumskunde beschäftigen.

Der Uebersetzung sind mehrere Noten beigefügt, theils kritischen Inhalts über die Quellen des Textes, theils erläutern sie mythologische, geographische und andere Beziehungen des Inhalts auf interessante Punkte des Indischen Alterthums. Es sind vorzugsweise die astrologischen Stellen des Gedichtes mit Vorliebe gründlich erörtert, wie in dem Excurse p. 246. der bei einer bekannten jetzt obschwebenden Streitfrage ein erhöhtes Interesse gewinnt.

Wollen wir nun zum Schlusse die Verdienste dieses Werkes und seine Stellung zur Indischen Litteratur überhaupt kurz bezeichnen, so giebt uns Hr. von Schlegel im *Rāmājan'a* eines der merkwürdigsten und anziehendsten Sanskrit - Werke zuerst kritisch gereinigt und meisterhaft übersetzt; der mit der

Originalsprache nicht vertraute kann die Uebersetzung nicht nur mit Zuversicht benutzen, er wird auch im Lateinischen Gewande den dichterischen Ausdruck und die nationale Farbe des Originals sich verdeutlichen können; der des Sanskrit kundige Leser wird ausserdem mit grosser Freude dem ruhigen klaren Strome des alten Gedichts folgen mit dem wichtigen Vortheile, dass er überzeugt seyn kann, die Schwierigkeiten des Verständnisses, die ihm hie und da noch begegnen, seyen nicht solche, welche dem Texte durch die Schuld unwissender und leichtfertiger Abschreiber oder durch die Versehen des Drucks aufgebürdet worden, sondern solche, wie sie jedem alterthümlichen Werke ankleben und deren Lösung gerade ein grosser Reiz philologischer Studien ist. Von dem Herausgeber sind wir gewohnt, nur an Gehalt und in der Form vollendetes zu erhalten und seine Ausgabe des *Rāmājan'a* wird sich würdig den frühern bleibenden Denkmalen seiner litterarischen Thätigkeit anreihen.

Chr. L.

7.

Nachtrag zu dem Aufsätze über die arabischen Handschriften im British Museum. Bd. II. S. 191 ff.

S. 193 v. 4 lies *يدعون*. — S. 194 v. 1 lies *المس*. — S. 195 Z. 5 vom Ende fehlt nach sind das Wort seine. — S. 199 Z. 8 ist *فيه* vor *وانه* zu setzen. — S. 203 v. 7 lies *سقاني* und S. 204 v. 53 *بالعقاب*.

Die Auffassung des merkwürdigen Liedes S. 203 ff. bedarf noch einer wesentlichen Verbesserung; und zum Glück erleichtert hier die klare Strophen-Eintheilung auch die richtige Auffassung des Zusammenhangs und Fortschrittes des Sinnes. Wie die Dichter von Kassiden gewöhnlich mit den Bildern von Liebes-Stimmungen beginnen, so stellt die erste der sechs Strophen den Sänger dar wie er trotz der strengen Tadler solcher Dinge sich nach den Küssen des schönen Mundschenks Aibek sehnt: „Sage zu dem, welcher Tadel spricht wegen eines zarten braunen (Sklaven), dessen Zweig (zarter Körper) auf seinem dunkeln Hügel (seinen braunen Hüften) sich erhebt, dessen offener Mund mit den Zahnperlen trotz Zucker berauscht: o wenn mich nur tränkten, meiner Gluthen Hitze löschten köstliche, im Rubin (den rothen Lippen) verborgene Perlen (Zähne)! „ — Nun wächst durch das Andenken die Sehnsucht nach dem Abwesenden, und stürmischer singt er in der zweiten Strophe: „Wie arg ist mein Zustand, sehe ich dein Gesicht nicht! Fern bist du, meine Gazelle, und be-

schränkt bin ich auf dein Andenken; lang sind die Nächte, seit du fort bist, o Aibek! — Wie? sehe ich dich kommen? So erfreue, du Grausamer, die trauernde, in deinem Leibe verpfändete Seele!" — Ruhiger wird der Sänger, nachdem der Geliebte die Sehnsucht stillend angekommen ist, ihm den Trank reicht und den so Begeisterten auffordert zu singen; die 3te Strophe, worauf dann in den folgenden Strophen das eigentliche Loblied auf den Sultan beginnt, welcher nach dem Bilde v. 52 damals über einen andern Fürsten gesiegt hatte. — V. 24 lies: weich wie der Zweig am Hügel (vgl. v. 3. 4). — V. 39 lies: der Herr der Majestät, der Schechina. Auch

ist v. 9 statt der gewöhnlichen Pluralform درآت zu setzen, aus metrischen Gründen. Der erste Fuss besteht zwar, wie im indischen Sloka, aus vier Sylben deren Mass bedeutend schwankt: allein es muss doch entweder die erste oder die zweite Sylbe lang und betont sein, während wenn die zweite betont und lang ist, die zwei letzten kurz bleiben können. Danach ist S. 202 l. Z. der Fall ٠ ٠ ٠ ٠ zu streichen. Oder man müsste annehmen, dass ٠ ٠ ٠ ٠ durch die Kraft der Arsis möglich wäre: wozu ich aber noch keinen Grund sehe.

Der Drang der Dinge im vorigen Sommer möge entschuldigen, dass die Erklärung des Liedes damals unvollendet blieb. Das folgende Lied S. 205-7 ist an Sinn und Anlage sehr ähnlich; nur ist die Darstellung diese, als ob der Sänger, während er so singt, eine schöne Nacht bis zum hellen Morgen durchwache. V. 10 ist vielleicht بنجالي, V. 18 جرب richtiger.

Der Sinn der Worte S. 195 v. 5 bleibt wegen des غلاب unsicher. Bei العشبة S. 196, für welches المعبشة zu lesen wohl zu kühn wäre, ist vorausgesetzt dass es wie غدا von Speise stehen könne. S. 196 Z. 3 von unten lies der Finsternisse statt des Unrechts.

H. E.

schreibt ihm das und dem Angenehm; dann sind die Nächte
sein du fort mit o Aibel! — Wie sehr ich dich kommen
So erliche, du Granger, die Lieder, in deinem Liede
verglühete Seele! — Ruhiger wird der Stager, nachdem
der Gedanke die Sehnsucht stillend eingenommen ist, ihm den
Trank reicht und den so begeisterten entzündet zu zeigen;
die die Sprache, worauf dann in den folgenden Strophen das
eigentliche Lied auf den Schluss beginnt, welches nach dem
Bilde v. 52 dann in einen andern Fortsatz übergeht. —
V. 53: Wie ich den Zweig am Hügel (vgl. v. 4. 1. —
V. 54: Wie ich den Zweig am Hügel, der Schöne, auch

ist v. 9. statt der gewöhnlichen Litteratur, 52. zu setzen,
aus metrischen Gründen. Der erste Fortsatz lautet: Wie
im höchsten Stolz, aus vier Strophen bestehend, das
gewohnt: nicht er muss doch entgegen die erste oder die
zweite Strophe lang und betont sein, während nach der zweiten
Betonung lang ist, die zwei letzten Strophen können
dann in 8. 202 L. 2. der Fall v. 5. 2. zu verstehen. Oder
man müsste annehmen, dass 5. 2. durch die Kraft der Ar-
tis möglich wäre: wenn ich aber noch keinen Grund sehe.

Der Fortsatz der Dinge im Fortsatz der Dinge, welche
hien, dass die Fortsetzung des Liedes, dann, dann, dann, dann,
Das folgende Lied 8. 202-7 ist ein Sinn und Inhalt, was
nicht nur ist die Darstellung des, was der Sänger, was
recht er so singt, eine schöne Nacht, die zum besten Morgen
durchwachen. V. 10 ist vielleicht 8. 202-7. 10. 10. 10. 10.

Der Sinn der Worte 8. 197 v. 5 bleibt wegen des
unbest. bei 8. 198, für welches 8. 197 zu lesen
wohl zu lesen wäre, ist vorzuziehen, dass es wie 8. 197
8. 198 steht. 8. 198 v. 3 von unten lies der 8. 198
8. 198 v. 3 der 8. 198.

H. E.

十 五 六 七 八 九 十 十一 十二 十三 十四 十五 十六 十七 十八 十九 二十
 二十一 二十二 二十三 二十四 二十五 二十六 二十七 二十八 二十九 三十
 三十一 三十二 三十三 三十四 三十五 三十六 三十七 三十八 三十九 四十
 四十一 四十二 四十三 四十四 四十五 四十六 四十七 四十八 四十九 五十
 五十一 五十二 五十三 五十四 五十五 五十六 五十七 五十八 五十九 六十
 六十一 六十二 六十三 六十四 六十五 六十六 六十七 六十八 六十九 七十
 七十一 七十二 七十三 七十四 七十五 七十六 七十七 七十八 七十九 八十
 八十一 八十二 八十三 八十四 八十五 八十六 八十七 八十八 八十九 九十
 九十一 九十二 九十三 九十四 九十五 九十六 九十七 九十八 九十九 一百

Urkunden in babylonischer Keilschrift. I. Beitrag.

D.

一 二 三 四 五 六 七 八 九 十 十一 十二 十三 十四 十五 十六 十七 十八 十九 二十
 二十一 二十二 二十三 二十四 二十五 二十六 二十七 二十八 二十九 三十
 三十一 三十二 三十三 三十四 三十五 三十六 三十七 三十八 三十九 四十
 四十一 四十二 四十三 四十四 四十五 四十六 四十七 四十八 四十九 五十
 五十一 五十二 五十三 五十四 五十五 五十六 五十七 五十八 五十九 六十
 六十一 六十二 六十三 六十四 六十五 六十六 六十七 六十八 六十九 七十
 七十一 七十二 七十三 七十四 七十五 七十六 七十七 七十八 七十九 八十
 八十一 八十二 八十三 八十四 八十五 八十六 八十七 八十八 八十九 九十
 九十一 九十二 九十三 九十四 九十五 九十六 九十七 九十八 九十九 一百

